

Systematische Methode.

Von

Nicolai Hartmann (Marburg a. L.).

Wo man von systematischer Methode spricht, da melden sich zwei Mißverständnisse. Das eine liegt im Begriff des Systems, das andere in dem der Methode.

Es gibt heute, so gut wie vor Zeiten, ein schweres Bedenken gegen alle philosophische Systematik: in ihr werde das freie Schaffen des Gedankens unterbunden, die Denkarbeit in feste, willkürliche Grenzen gezwängt; denn »System« bedeute Stillstellung, Festlegung, Fesselung. Systematisches Denken ist dann nahezu Künstelei. Wo vollends der Systemanspruch so weit geht, daß auch die Methode des Denkens von ihm beschlagnahmt und in die unverrückbare Form einer »systematischen Methode« geprägt wird, da gibt es dann überhaupt kein Fortschreiten, keine Lebendigkeit mehr, weil eben alles von Hause aus einförmig auf einen Leisten geschlagen wird.

Darin liegt dann bereits das zweite Bedenken, das gegen die Methodenfixierung überhaupt. Methode muß beweglich, veränderlich sein, um mit sachlicher Schärfe arbeiten zu können. Sie muß, wo sie hundert verschiedenen Problemen gegenübersteht, auch hundert verschiedene Formen annehmen. Denn Methode und Inhalt sind nicht indifferent zu einander. Jeder besondere Inhalt verlangt eine Besonderung der Methode. Wie also kann man einen Methodentypus vorzeichnen wollen, während doch alle philosophische Leistungsfähigkeit der Methode in ihrer Dehnbarkeit und Anpassungskraft liegen muß? Besonders schwer aber fällt solch ein Vorwurf ins Gewicht, wo man diesen Methodentypus noch dazu auf einen bestimmten Systemtypus zuschneiden will; so daß systematische Methode dann nichts anderes ist als eine Zensurinstanz, die ins System nichts einläßt, was nicht vorerst »systematisch« zugestutzt ist.

Im Bereich ernsthafter philosophischer Forschung nun ist solchen Bedenken leicht zu begegnen. Hier kann weder System noch Methode jemals vorschreibende, normative Bedeutung haben. Wo aber eine solche aufkommt, wird das Denken unrettbar dogmatisch. Im Lichte kritischer Besinnung gibt es kein System als Ausgangspunkt, sondern nur als Ziel, als Desiderat. System ist kein Anfang, sondern ein Ende für die philosophische Erkenntnis. Dieses Ende ist nie da, nie fertig; denn philosophische Erkenntnis ist nie fertig. System bezeichnet die ideale Totalität dieser Erkenntnis. Seine methodische Bedeutung für die Behandlung einzelner Probleme kann daher unmöglich eine unterbindende sein; denn sie besteht nur in der Beziehung auf die ideale Endabsicht der Erkenntnis. So kann denn keine Rede davon sein, daß ein bestimmtes, beschränktes System der Methodenbildung vorausginge und sie illegitimer Weise beeinflusste. In dem, was rechtmäßig unter systematischer Methode verstanden werden muß und darf, handelt es sich überhaupt um kein »bestimmtes« System, sondern nur um die Tendenz zur Systembildung überhaupt. Und das antizipierende Bild, das man sich von dieser macht, muß notwendig selbst in einem Entwicklungsprozeß begriffen sein, sich im Fortschritt der Erkenntnis von Stufe zu Stufe verschieben und erweitern. System bedeutet keine gegebene Systatik, sondern das Suchen nach ihr, die Systasis.

Ganz ähnliches gilt von der Methode. An ihr ist es aber weniger leicht einzusehen. Methode ist offenbar nicht ein Ende und Ziel der Philosophie, sondern ein Anfang, eine Voraussetzung, richtiger ein das Ganze durchziehender und es Schritt für Schritt mit bedingender Leitfaden. Sie muß also schon die Anfänge philosophischen Denkens beherrschen. Wo überhaupt Probleme behandelt werden, da liegt in eben dieser »Behandlung« schon Methode vor. Methode ist also zunächst dem Verdacht vorgefaßter Bestimmtheit und Beschränktheit viel mehr ausgesetzt als das System.

Dagegen ist folgendes zu sagen. Es ist ein anderes, eine Methode anwenden, ein anderes, sie erkennen. Freilich muß die Methode dort, wo sie angewandt wird, schon vorhanden sein; ihre Anwendung ist ihr Funktionieren. Es ist aber nicht nötig, daß diejenige Erkenntnis, welche sie anwendet, und in welcher sie folglich funktioniert, auch ein Bewußtsein dieser Anwendung und dieses Funktionierens — und folglich der »Methode als solcher« habe. Das Vorhandensein und das Wirken einer Methode ist also nicht davon abhängig, ob auch ein Methodenbewußtsein vorhanden ist oder nicht. So sind z. B. die Schlußmethoden der formalen Logik schlechthin in allem Denken vorhanden. Aber nicht alles Denken weiß um dieses Vor-

handensein; und wenn es darum weiß, so wird es dadurch im allgemeinen um nichts methodischer.

Das Interessante ist nun, daß es so im Grunde mit aller Methode steht. Dem Historiker der Philosophie ist das ein wohlbekannter Sachverhalt. Wenn man z. B. allein in Betracht zieht, mit wieviel Methodik schon die Vorsokratiker arbeiten, und wie gänzlich es andererseits bei ihnen noch an Reflexion auf das eigene Verfahren fehlt, so liegt das Faktum latenter wirksamer Methode klar zutage. Wenn man aber sieht, wie Platon und Aristoteles aus ihnen diese immanenten Methodenmomente ans Licht ziehen, so begreift man auch, warum es so sein muß, warum Inhaltserkenntnis der Methodenerkenntnis vorangehen muß. Denn ohne den Vorgang rein inhaltlich gesinnter Naturphilosophie, d. h. ohne die zunächst naive und unbewußte Anwendung der Methode hätten die Späteren eben gar nicht auf sie kommen können. Methodenforschung setzt Methodenerfahrung voraus. Ja man muß selbst mit einer Methode gearbeitet haben, um sie überhaupt ermessen zu können. Eine Methode vor dem Gebrauch gleichsam a priori konstruieren, ist nicht nur verkehrt, sondern auch unmöglich. Es kommt nicht vor, weil es nicht vorkommen kann. Wer es zu tun meint, täuscht sich über die Quellen seiner Einsicht. Nur der Anwendung kann man die Methode entnehmen, ablernen.

Die Apriorität der Methode dagegen hat einen ganz anderen Sinn. Diese bedeutet nichts als ihr notwendiges Vorhandensein als »Bedingung« in aller Anwendung, d. h. in aller Erkenntnis, nicht aber das Bewußtsein dieses Vorhandenseins. Die Erkenntnismethode ist die erste aller Bedingungen; die sie begreifende Methodenerkenntnis aber ist die späteste aller Erkenntnisse.

So ist es denn bei kritischer Besinnung ganz unmöglich, daß unter dem Schlagwort der Methode dem Gang der philosophischen Forschung willkürliche, vorgefaßte Gesichtspunkte aufgedrängt würden. Auch kann durch logische Bestimmung eine Methode nicht starr und unbiegsam gemacht werden. Die Bestimmung betrifft ja notwendigerweise zunächst nur solche Entwicklungsphasen der Methode, deren Anwendung bereits als Faktum vorliegt. Sofern aber Methodenforschung vorausblicken und Antizipationen machen will, kann sie das auch nur auf Grund inhaltlich vorausschauender Problemstellung tun. Inhaltliches Vorausschauen und Vorwegnehmen ist aber selbst wiederum ein Beschreiten von noch unerkannten und unerforschten Erkenntniswegen, es zeugt also vom Vorhandensein noch unerkannter und gleichwohl wirksamer Methode. Man bezeichnet es daher mit Recht als Sache der Konzeption und der besonderen Begabung.

Die nachstehende Untersuchung will sich somit nicht im entferntesten anheischig machen, eine neue *methodus philosophandi* zu konstruieren und anzuempfehlen, sondern vielmehr nur über eine alte, vielbewährte Rechenschaft geben. Nicht als ob diese alte Methode, oder vielmehr diese alten Methoden, nicht schon vielfach Rechenschaft von sich abgelegt hätten. Sie haben das in manchen Punkten so gründlich getan, daß einem wenig Neues zu sagen bleibt und man am besten tut, die alten, klassischen Formulierungen unangetastet an ihrem Platze zu lassen. Aber es gibt andere, ebenso fragwürdige Punkte in ihnen, die noch durchaus der Aufhellung bedürfen. Und überhaupt darf man sich philosophische Methodik nicht so einfach vorstellen, wie der Adept des auf ihr stehenden Systems sie sich wohl denken mag; sie ist nicht mit einem Schlage ausschöpfbar, auch wohl nicht mit einer beschränkten Reihe von Untersuchungen. Sie tut vielmehr in sich wieder und wieder neue Tiefen auf, und hinter jedem ihrer Probleme sieht man ein neues, schwereres auftauchen.

So hat es denn Sinn, unbekümmert um Wert oder Unwert der Traditionen, sich zunächst an die von altersher bewährten Methodentypen zu halten. Der Zweck der Untersuchung geht dabei letzterdings auf das Systeminteresse, d. h. auf die Klarstellung dessen, wie viel systematischer Charakter in den fraglichen Methoden selbst enthalten ist, nämlich wie weit sie miteinander zusammenhängen, einander ergänzen und bedingen, kurz ein System der Methoden bilden; dann aber auch darauf, wie weit sie in diesem ihrem Zusammenhang auf das ideale System der Philosophie hinarbeiten. Das exemplum crucis der ersteren Frage liegt im Gebiet der deskriptiven, das der letzteren im Gebiet der dialektischen Methode. Diese beiden Methoden nun sind einander entgegengesetzt und ohne direkte Berührungspunkte. Die vermittelnde Zentralstellung zwischen ihnen nimmt die transzendente Methode ein. Von ihr aus erst werden die andern beiden faßbar. Sie markiert den natürlichen Ausgangspunkt.

I. Transzendente Methode.

Begriff und Terminus des Transzendentalen ist für unser heutiges philosophisches Bewußtsein unlöslich an die Philosophie Kants gebunden, findet in ihr seinen historischen Ursprung wie seine systematische Begründung. Trotz dieser Festlegung aber schwankte sein Begriff im Laufe des XIX. Jahrhunderts. Er war zu eng verknüpft mit der großen Streitfrage von Idealismus und Realismus, auf die Kant selbst ihn bezogen hatte. Kants eigenes langjähriges Ringen mit diesem Problem, dessen unreife Entwicklungsphasen in seinen Werken neben den reifen Formulierungen stehen geblieben waren,

machten es möglich, daß man eine Zeitlang den logischen Sachverhalt auf den Kopf stellen und ihm die der Kantischen Denkweise entgegengesetzte Betonung verleihen konnte. (Man übersah, daß Kant nicht das Transzendente durch den Idealismus, sondern vielmehr ausdrücklich den Idealismus durch das Transzendente hatte charakterisiert wissen wollen. Seine klare Abgrenzung des eigenen Standpunktes gegen den alles empirischen, psychologischen, metaphysischen und subjektiven Idealismus konnte vergessen werden in einem Zeitalter, dessen erstes Interesse immer noch auf das Subjekt gerichtet war. Dann mußte man unter dem Transzendentalen notwendig eine subjektive Charakteristik der Erkenntnis und ihres Gegenstandes verstehen. Diejenige Methode aber, die mit diesem Begriff operierte, mußte darauf ausgehen, das Objekt in subjektiven Prinzipien zu begründen.)

(Kant dagegen kam es darauf an, die Prinzipien in ihrem logischen Charakter, als die »Bedingungen der Möglichkeit« sowohl der Erfahrung als auch des Gegenstandes der Erfahrung zu durchschauen. In diesem bedingenden Verhältnis der Prinzipien zum Gegenstande, der sich auf ihnen gründet, haben wir den Grundcharakter des Transzendentalen. Transzendental ist eben ein Prinzip, sofern es die Bedingung der Möglichkeit von etwas Wirklichem ist. Und transzendente Methode ist dann dasjenige Verfahren, nach welchem man, von der Wirklichkeit des Gegenstandes ausgehend, die Bedingungen seiner Möglichkeit erschließt. Es ist das bleibende Verdienst Hermann Cohens, diesen eigentlichen Sinn des Transzendentalen wieder zu Ehren gebracht und die nach ihm benannte Methode fruchtbar gemacht zu haben.

In diesem Verstande aber ist transzendente Methode keineswegs bloß der Kantischen Philosophie zu entnehmen. Sie ist vielmehr ein ewiges, weil unvermeidliches Element alles philosophischen Denkens und in gewissem Sinne jeder Philosophie abzulernen. Denn sie ist im Grunde die Methode alles Prinzipiensetzens, und damit aller prinzipiellen Gegenstandserkenntnis. Alle Philosophie nämlich sucht nach Prinzipien für die Begründung eines noch problemhaften Gegenstandes. Der Gegenstand — worin er auch bestehen mag — ist eben für die philosophische Ueberlegung zunächst ein noch Unverstandenes, ein Etwas, das der Bestimmtheit entbehrt und voller Rätsel dasteht: er ist »Problem«. Soll er mehr werden als das, so muß die Vernunft sich Rechenschaft geben über dieses Unverstandene in ihm. Ein solches Rechenschaft-Geben (Platon) ist aber nur vollziehbar, indem man Prinzipien »zugrundelegt«, aus denen heraus man ihn bestimmt, erklärt, definiert, kurz ihn als notwendig verstehen lernt.

Dieses Zugrundelegen wiederum hat sein Wesentliches darin, daß es den Prinzipien zunächst keine volle Sicherheit gewährt, sondern sie bloß annahmeweise, »hypothetisch« voraussetzt, sie also vor ihrer gesicherten Erkenntnis antizipiert. Daher führte der erste Versuch, diese Urmethode der Philosophie erkenntnistheoretisch zu fixieren, zum Begriff der »Hypothese«. Die Entdeckung dieses notwendig hypothetischen Charakters aller Prinzipienbildung ist der Grundpfeiler der Platonischen Philosophie.

Worauf beruht aber dieser notwendig hypothetische Charakter? Er weist offenbar hin auf eine eigentümliche und unvermeidliche Bedingtheit, die den philosophischen Prinzipien selbst anhaftet. Dann muß sich aber die gesetzliche Relation zwischen dem Bedingten und seiner Bedingung herstellen lassen, und das Prinzip selbst erweist sich als ein Relationsbegriff.

So steht es in aller philosophischen Schlußweise tatsächlich. Das Prinzip ist für die philosophische Einsicht als solche — die *ratio cognoscendi* — abhängig vom Gegenstandsproblem, »für« welches es gesetzt wird: Die Hypothese muß mit dem Gegenstande »übereinstimmen«, d. h. sie muß das erfüllen, wozu sie erdacht ist, ihn begründen, sein Grund sein. Oder wie Kant sagt: die Kategorie muß »anwendbar auf Anschauung« sein. Darin liegt das Kriterium ihrer Richtigkeit. Da aber in der Herstellung des »richtigen« Zusammenhangs hier nicht weniger als alles liegt, so besteht offenbar der ganze Sinn des Prinzips in dieser seiner Korrelation mit dem Gegenstande. Außerhalb ihrer kann es keinen Sinn haben. Kategorien haben nur Geltung »für« empirischen Gebrauch. Die Hypothese wird bedeutungslos ohne ihre Uebereinstimmung mit den Dingen. In dieser Uebereinstimmung wurzelt die einst so heiß umstrittene »Teilhabe der Dinge an den Ideen«. Es ist dasjenige Grundverhältnis, für welches Fichte den bündigen Ausdruck der Korrelation von »Prinzip und Prinzipiat« prägte.

Prinzip und Gegenstand bilden somit eine unvermeidliche Dualität. Sie können niemals in eins zusammenfallen, denn ihr ganzer Sinn ist die Beziehung aufeinander. Beziehung aber setzt Distanz voraus. Sie ist nur möglich zwischen Verschiedenem und gleichsam Auseinandergespanntem. Dennoch bedeutet diese Dualität keineswegs einen ursprünglichen Dualismus; sie macht aus der Philosophie keine Zweiweltentheorie. Prinzip und Gegenstand bilden nicht jedes für sich eine gesonderte Welt, die sich etwa erst nachträglich durch Beziehung und Uebereinstimmung vereinigen ließe, deren Kluft zu überbrücken dann also die Aufgabe der Philosophie wäre. Denn es gibt gar keine Sphäre der Prinzipien allein, kein Reich der für sich seienden Ideen,

keinen *κόσμος νοητός* im Sinne eines beziehungslosen Absoluten. Die Ideen sind vielmehr nur »in den Dingen«, die Prinzipien sind Prinzipien des Gegenstandes und nur »für« den Gegenstand; sie sind seine Gesetze, seine Seinsformen. Deswegen gibt es auch keine an sich gegebene Welt der Dinge, keine bestimmten, in gesetzmäßiger Ordnung entstehenden und vergehenden Gegenstände, die diese ihre Bestimmtheit und Gesetzmäßigkeit nicht von etwas anderem, Un-dinglichem her hätten. Dieses andere können aber nur Prinzipien sein. Gegenstände sind also ebensosehr nur »durch« Prinzipien, als Prinzipien nur »für« Gegenstände.

In der Dualität von Prinzip und Gegenstand sind hiernach beide Glieder unselbständig, beide nur in bezug aufeinander. Sie bilden durchaus zusammen nur »eine« Welt. Diese eine Welt aber ist in sich nicht strukturlos, sie gliedert sich vielmehr in sehr charakteristischer Weise als durchgehende, logische Grundkorrelation, in welcher, wie in allen echten Korrelationen, die Einheit der Beziehung logisch früher ist als die Zweiheit der bezogenen Glieder. Die Polarität von Prinzip und Gegenstand ist eben eine in sich einheitliche logische Struktur, die aber gerade deshalb, weil sie überhaupt Struktur ist, zugleich einen Ansatz zur Mannigfaltigkeit enthalten muß. Dieser Ansatz liegt in der Zweiheit der Pole vor; und er erweist sich sogleich als höchst fruchtbar, indem er von vornherein ein Doppelverhältnis, eine doppelte Beziehung involviert.

Die erste Beziehung liegt im logischen Grundverhältnis. In diesem sind die Prinzipien das Bedingende, der Gegenstand das Bedingte. Die Prinzipien sind die notwendigen Voraussetzungen des Gegenstandes. Sie sind ihm gegenüber das logisch Frühere, das a priori. In diesem Bedingungssein liegt der transzendente Sinn des a priori — im Unterschied von allem metaphysischen und psychologischen Sinn. Nicht darauf kommt es hier an, was früher zur Einsicht gelangt, sondern allein darauf, welches inhaltlich das andere bedingt. Nicht irgendein Verhältnis des Denkens zum Sein wird hierdurch festgelegt, wie etwa daß der Gegenstand ein Sein bedeute, die Prinzipien aber im Denken zu suchen wären. Denken und Sein sind vielmehr hier indifferent geworden. Das ist es, was man seit altersher mit der Identität von Denken und Sein hat ausdrücken wollen. Gerade auf die Prinzipien trifft diese Identität zu, während sie auf den Gegenstand nicht zutrifft. Erfahrung und Gegenstand der Erfahrung sind nicht identisch; denn alle Erfahrung ist begrenzt und tendiert immerfort über diese ihre Begrenztheit hinaus, der Gegenstand der Erfahrung aber ist für sie ein unendliches Ideal, eine ewige Aufgabe, ein »x«, dessen Schwergewicht — nämlich seine Totalität — allemal über

die jeweilige Erfahrungsgrenze hinausliegt. Nur die Prinzipien können und müssen identisch für Sein und Denken sein; sie müssen, indem sie die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung sind, dennoch, wie Kant sagt, »zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung« sein. Nur so kann es Gegenstandserkenntnis überhaupt geben. Aus diesem Grunde aber müssen die Prinzipien von vornherein auch einen Seinscharakter haben. Das Bedingungssein ist auch ein Sein, und zwar »erst recht ein Sein«. Wenn schon der Gegenstand ein Sein bedeutet, wie viel mehr also die Bedingung, durch welche er »ist«. Das ist der unverlierbare Sinn des Platonischen $\delta\gamma\tau\omega\varsigma\ \delta\upsilon$.

Diesem logischen Grund- oder Seinsverhältnis, das man kurz mit dem alten Ausdruck der *ratio essendi* bezeichnen kann (wohl zu unterscheiden von aller unkritischen Nebenbedeutung derselben), tritt nun aber eine zweite Beziehung zwischen Prinzip und Gegenstand gegenüber, welche den Gang der philosophischen Erkenntnis, die *ratio cognoscendi*, zum Ausdruck bringt, und welche in einem sehr bestimmten Sinn die genaue Umkehrung der ersteren ist. Für die philosophische Einsicht nämlich ist das *a priori* niemals unmittelbar gegeben, sondern immer nur gesucht. Gegeben ist bloß der Gegenstand, aber auch nicht »als Gegenstand«, d. h. nicht mit denjenigen Bestimmungen, die ihn erst zum Gegenstand machen, sondern nur in Form einer Antizipation, als »Problem«. Um vom Problem zum bestimmten Gegenstande zu gelangen, muß man dasjenige finden, was an ihm die Rolle des Bestimmenden spielt. Dieses liegt allemal in den Gesetzen oder Prinzipien. Man muß also zunächst nach den Prinzipien suchen. Dieses Suchen wiederum kann in nichts anderem als einer schließenden Methode liegen. Es muß vom Gegenstandsproblem aus auf die Bedingungen des Gegenstandes geschlossen werden. Weil aber der das Problem bildende Gegenstand das logisch Spätere, seine Bedingungen aber das logisch Frühere sind, so ist diese ganze Methodik offenbar ein Rückschluß. Das in seinslogischer Hinsicht Frühere ist eben zugleich das für den Erkenntnisweg Spätere.

In solch einem Rückschließen geht alles Suchen nach den Prinzipien vor sich, in ihm besteht das Wesen der transzendentalen Methode. Eben deswegen ist sie auch »hypothetische Methode«, denn die rückerschlossenen Bedingungen müssen durchaus zunächst bloße Annahmen sein, deren Richtigkeit sich erst aus ihrer Leistung für die Bestimmung des Gegenstandes ergeben kann. Hier findet also etwas allem sonstigen Schlußverfahren Unvergleichbares und sachlich Entgegengesetztes statt.

Schließendes Verfahren geht sonst immer von allgemeinen Ober-

sätzen aus, die dann eben bereits die Geltung von Prinzipien haben müssen, und langt erst im Resultat beim Besonderen, oder gar beim Einzelfall (Gegenstand) an. Es subsumiert den Gegenstand unter das Prinzip, über dessen Gewißheit aber keinerlei Auskunft mehr gegeben wird. Die Obersätze sind für den subsumierenden Schluß unbeweisbar. Er kann nur beweisen, was unterhalb der Prinzipien liegt, und zwar nur unter Voraussetzung ihrer Richtigkeit. Die allgemeine Richtung des Schließens ist also die absteigende: »Ableitung«, »Deduktion«.

Hier dagegen im transzendentalen Schluß kehrt sich die Ordnung der Dinge um. Es handelt sich ja um den Schluß auf die Prinzipien. Ein solcher muß notwendig aufsteigende Richtung haben. Platon bezeichnete daher mit Recht die methodische Richtung der Hypothesis als Anabasis. Und die späteren Neuplatoniker haben ausdrücklich die »hypothetische Methode« der »apodeiktischen« als ihr Gegenstück zugeordnet, auf welches sie als auf ihre notwendige Ergänzung immer angewiesen bleibt. In dieser Entgegengesetztheit der Richtungen und dieser gleichzeitigen Durchdringung beider findet sich deutlich der Gedanke eines Systems der Methoden angelegt, innerhalb dessen aber die hypothetische, als die der rückschließenden Prinzipienforschung, die eigentlich philosophische Methode bildet.

Die beiden Beziehungen zwischen Prinzip und Gegenstand bilden also eine unlösliche Korrelation. Wie Prinzip und Gegenstand selbst in ihrer unvermeidlichen Dualität die Pole einer einheitlichen Seinsphäre sind, so ist auch das Widerspiel der beiden Beziehungen zwischen diesen Polen im Grunde nur der doppelseitige Ausdruck einer und derselben Zusammengehörigkeit. Die methodologische Richtung des Rückschlusses vom Bedingten auf das Bedingende wurzelt im seinslogischen Grundverhältnis der Abhängigkeit des Bedingten von seinen Bedingungen; während umgekehrt eben dieses Grundverhältnis seine Erkennbarkeit einzig in jenem Rückschluß hat. Die Unselbständigkeit beider Pole wird in der Dualität ihrer Beziehungsweise nur um so fester erhärtet.

Je mehr man in diesen Sachverhalt eindringt, desto klarer wird es, daß alle Gegenstandserkenntnis zugleich Prinzipienerkenntnis ist und folglich mit der gleichen rückschließenden Methode operieren muß. Dann aber kann diese Methode unmöglich bloß auf Philosophie beschränkt sein. Sie muß sich auch auf Naturwissenschaft und Mathematik erstrecken, ja im Grunde auf alles theoretische Denken. Denn um Prinzipienforschung handelt es sich hier immer. Das läßt sich unschwer nachweisen. Die Mathematik kann ihre Axiome nicht anders beweisen, als durch den Hinweis darauf, daß sie die Be-

dingungen sind, unter denen ihre Theoreme richtig sind. Man erschließt also ihre Geltung daraus, daß sie für das ganze Lehrsystem unentbehrlich sind. Und in der Naturwissenschaft vollends ist die Hypothesenbildung von jeher zuhause gewesen. Sie geht nur tatsächlich hier noch viel weiter, als man gemeinhin annimmt. Alle sogenannten Naturgesetze und Grundbegriffe sind zunächst nichts anderes als Hypothesen. Man schließt auf sie, indem man von den Erscheinungen ausgeht. Aber man sieht gleichwohl in ihnen das logisch Frühere, die Bedingungen der Erscheinungen.

Diese Gleichheit der rückschließenden Methode in Mathematik und Naturwissenschaft einerseits und in der Philosophie andererseits ist ein wichtiges und lehrreiches Bindeglied zwischen den verschiedenen Erkenntnisgebieten, an welchem aller sachliche Zusammenhang zwischen ihnen sich entfaltet. Insbesondere wird es hieran verständlich, warum sich zu verschiedenen Zeiten und im Rahmen verschiedenster Systematik die philosophische Methodik an der Mathematik und Naturwissenschaft »orientieren« konnte. Die Methode ist eben im Grunde die gleiche; nur ist sie ungleich faßbarer und konkreter in der Spezialwissenschaft als in der Philosophie.

Man könnte nun besorgt sein, daß die Methode der Philosophie mit der der Naturwissenschaften gänzlich zusammenfallen möchte. Damit würde die Eigenart der Philosophie bedroht sein. Indessen hat es damit keine Not. Die Prinzipien, mit denen es Philosophie zu tun hat, liegen in einer anderen Sphäre als die mathematisch-naturwissenschaftlichen. Sie liegen eine Stufe höher, bilden gleichsam ein oberes Stockwerk zu ihnen. Sie sind selbst wiederum Bedingungen für die Wissenschaftsprinzipien. Denn diese werden auf philosophischem Gebiet selbst wiederum zum Problem, d. h. zum Gegenstand, dessen Prinzipien es zu finden gilt. Auch die Gegenstandssphäre ist also hier eine Stufe höher hinauf verlegt. Die Gesetze der Mechanik sind die Bedingung der Bewegung von Körpern; diese Gesetze aber sind selbst wiederum bedingt durch höhere und umfassendere Prinzipien: Substanz, Kausalität etc. Rückschluß ist in dieser Stufenordnung der Prinzipien beidemal im Spiel. Aber ein transzendentaler Schluß im strengen Sinne ist nur das obere Glied der Schlußkette, der Schluß auf die philosophischen Kategorien. Die Prinzipienfrage erscheint hier in verdichteter, potenziert Form; es handelt sich um die obersten, ersten Prinzipien, über die hinaus kein Rückschluß mehr führen kann. Und das ist kein bloß quantitativer Unterschied, sondern auch ein durchaus qualitativer. Denn nur dort, wo es sich um »erste Prinzipien« (*ἀρχαί* im strengen Sinne) handelt, ist der Rückschluß methodisch ganz auf sich selbst gestellt, ist er der einzige Zugang zu den Prin-

zipien. Und in dieser Einzigkeit des Rückschlusses liegt das Eigentümliche der transzendentalen Methode als eines bloß philosophischen Verfahrens. Den Prinzipien der besonderen Wissenschaften sind immer noch höhere, nämlich philosophische Prinzipien übergeordnet, die, sofern man sie nur zu ermitteln weiß, notwendig eine Instanz der absteigenden, deduktiven Begründung (Apodeixis) für jene abgeben. Dagegen liegt der Vorzug der transzendentalen Methode und zugleich ihre Schwierigkeit in ihrer Isolierung. Ihr kommt keine absteigende Methode auf halbem Wege entgegen, sie bestätigend und berichtigend. Sie entbehrt der außer ihr liegenden deduktiven Kontrolle. Aber dafür steht sie auf eigenen Füßen, hat allseitige Bewegungsfreiheit, und es kann kein Problem geben, auf welches sie nicht Bezug und Anspruch hätte.

II. Deskriptive Methode.

Transzendente Methode ist ein Mittleres, Vermittelndes, Kontinuität Schaffendes zwischen den beiden Polen der Erkenntnis. Sie nimmt notwendig eine Zentralstellung im System ein, umspannt seine höchsten Grundbegriffe wie seine speziellsten Sonderfälle. Aber wie steht es mit diesen Polen selbst? Daß sie zunächst unselbständig sind der Methode gegenüber, sowie einander gegenüber, liegt in ihrem Begriff, kann aber noch nicht ihr ganzes Wesen ausmachen. Die Frage, wie man zu ihnen kommt, wird in der transzendentalen Methode nur für die Prinzipien beantwortet, nicht aber für den Gegenstand. Vom Gegenstande ging sie ja aus. Sie mußte ihn also voraussetzen. Was bedeutet aber dieses Voraussetzen? Ist der Gegenstand ihr etwa »gegeben«? Oder muß er gefunden werden? Oder entsteht er gar erst an der Methode?

Was die letztere Möglichkeit anlangt, so verbietet sie sich von selbst. Eine in sich einheitliche Methode kann nicht dasjenige hervorbringen, wovon sie bereits ausgehen mußte. Mit der Gegebenheit aber steht es um nichts besser. Wäre der Gegenstand als solcher gegeben, so müßten ja die Prinzipien mit gegeben sein, und es bedürfte keines Rückschlusses mehr. Denn Gegenständlichkeit ist Bestimmtheit, Bestimmung aber ist Leistung der Prinzipien. Andererseits aber ist es auch unmöglich, daß der Gegenstand »nicht gegeben« wäre. Denn wäre er nicht doch in irgend einem Sinne gegeben, so könnte transzendente Methode ihn auch nicht zum Ausgangspunkt nehmen und zum Problem machen.

Man kann sich nun über diese Aporie dadurch hinweghelfen, daß man sich einfach an die Problembedeutung hält; tatsächlich läßt sich ja nichts dawider einwenden, wenn man den unverbindlichen Frage-

charakter alles Inhalts als Voraussetzung betrachtet. Transzendente Methode verfährt immer so und tut in ihrer notwendigen Eindeutigkeit und Einseitigkeit recht daran. Sie nimmt ihre »Probleme« einfach als Faktum und weist für die Richtigkeit dieser Faktizität nur auf das unbestreitbare Vorhandensein der Probleme in bestimmten Sphären des Wissens hin. Nur darf man nicht glauben, daß damit die Frage nach der Gegebenheit selbst schon beantwortet sei. Der dem Rückschluß vorausliegende Problemcharakter in seiner ungegliederten Inhaltsfülle bleibt dabei unverstanden und ohne logische Rechenschaft über seine Ursprünge. Dieses ist ein Punkt, der seit jeher — und auch heute noch — als ein Mangel der transzendentalen Methode empfunden wird. Der Problembegriff ist eben selbst ein logisches Problem, das Anspruch auf Beachtung erhebt. Es ist unumgänglich, den Problemgehalt als solchen auch irgendwie als »gefunden« anzusehen und die Methode dieses Findens aufzuzeigen. Diese Aufgabe wird um so aktueller, je mehr man sich klar macht, daß auch der Problemcharakter des Inhalts nicht völlige Bestimmungslosigkeit bedeutet, sondern eine sehr bestimmte »vorläufige Umrissenheit« einschließt. Sokrates, der zum erstenmal auf diesen Fragepunkt stieß, bezeichnete das Problem als ein »Wissen des Nichtwissens«. Alles Wissen aber ist schon Bestimmtheit. Hier ist also offensichtlich die Grenze der Kompetenz transzendentaler Methode, der Punkt, in welchem sie abhängig wird von einer anderen, ihr *πρὸς ἡμᾶς* vorausgehenden Methode.

Man könnte sich auch hier wiederum mit einem Notbehelf begnügen: transzendente Methode steht auf den Resultaten der besonderen Wissenschaften; diese sind dasjenige, was sie als Faktum nimmt. So erklärt es sich einfach, daß ihre Probleme bereits Bestimmtheiten enthalten. Aber damit ist das Problem der Gegebenheit nicht gelöst, sondern nur umgangen. Die Wissenschaften selbst arbeiten ja in ihrer Prinzipienbildung, d. h. in ihrem Streben nach Bestimmtheiten, bereits mit derselben Rückschlußmethode. Sie gehen selbst von problemhaften Gegenständen aus. Die Gegebenheit des Ausgangspunktes ist also damit bloß verschoben. Sie bleibt aber in Kraft in dieser Verschiebung. Und höchste Aktualität gewinnt sie an der Ueberlegung, daß philosophische Prinzipien ja nicht nur die besonderen wissenschaftlichen Prinzipien begründen sollen, sondern ebenso sehr auch den Gegenstand dieser Wissenschaften selbst. Kausalität als Kategorie ist nicht nur das oberste Gesetz aller mechanischen Sondergesetze, sondern auch die Bedingung jeder einzelnen, wie immer spezialisierten Bewegung wirklicher Körper. Wissenschaftlicher und philosophischer Rückschluß bilden letzterdings bloß eine einheitliche

Kontinuität des Aufstieges, deren unteres Glied, als ihr Ausgangspunkt, notwendig schon Ansätze von Bestimmtheiten in sich enthalten muß. Die Frage nach der Gegebenheit der Probleme verschwindet also nicht, wie weit man sie auch zurückverfolgen mag. Das Rätselhafte des Vorhandenseins von Bestimmtheiten vor aller bestimmenden Methodik läßt sich aus der Problematik philosophischen Denkens nicht wegdeuten.

Hier kann nichts über die Nötigung hinweghelfen, auch den Problemgehalt als solchen, bei aller »Gegebenheit«, dennoch als »gefunden«, d. h. als Resultat einer Erkenntnisfunktion, aufzufassen. »Als Problem gegeben sein« das heißt eben: schon irgendwie erkannt sein. Wobei dieses »irgendwie« unmöglich logisch gleichgültig sein kann. Es muß vielmehr hier bereits eine eigentümliche Methode am Werk sein. Und eine solche zur Bestimmung zu bringen, ist die Aufgabe, welche uns die Rechenschaft über den Problemgehalt auferlegt.

Daß es nun eine derartige Methode wirklich gibt, zeigt am deutlichsten das Beispiel der Naturwissenschaften. Diese beginnen alle mit einem Verfahren, welches nur dazu dient, den Gegenstand vorläufig zu »geben«, d. h. ihn irgendwie vor der Hand so festzulegen und gleichsam zu »umreißen«, daß er dem Rückschluß auf seine Bedingungen bestimmte Problemrichtungen darbietet. Ueber die Leistung bloßen Aufweisens und Darbietens eines inhaltlichen Bestandes geht diese Methode garnicht hinaus. Sie sagt nichts aus über Erkenntniswert, Richtigkeit, Notwendigkeit und Begründung. Sie geht noch garnicht auf das Begreifen aus, sondern nur auf das Inangriffnehmen, auf ein Zufassenbekommen. Diese ihren Geltungswerten nach ganz unverbindliche und dennoch unvermeidliche Methode hat man daher mit Recht unter dem gleichfalls unverbindlichen Terminus »Beschreibung«, »Deskription«, zusammengefaßt.

Beschreibung scheint zunächst nichts als ein Wiedergeben dessen zu sein, was in irgendeiner Weise schon vorliegt. Damit ist aber doch zu wenig gesagt. Offensichtlich steckt in ihr auch ein Verfahren wirklicher Forschung, wirklichen Suchens nach dem Gegenstande. Ein solches haben wir z. B. in der sogenannten einfachen Beobachtung und Vergleichung, die aller exakten Gegenstandsbestimmung vorausgeht. Aber auch innerhalb des exakten Verfahrens selbst läßt es sich aufzeigen. Auch das Experiment, welches seine Beobachtungsbedingungen selbständig unter Prinzipien einstellt, enthält ein Moment der Deskription. Das Ausfallen des Experiments muß eben doch beobachtet und begrifflich fest bezeichnet werden. Sonst gewährt es keinen festen Anhaltspunkt.

Es gibt solche Naturwissenschaften, die nur, oder doch fast nur

deskriptiv sind, in denen die erschlossenen Prinzipien noch nicht entfernt heranreichen an die Fülle des Beobachtungsmaterials. Die meisten Gebiete der Biologie sind von dieser Art. Und es gibt andere Wissenschaften, die sich fast nur in Prinzipien bewegen, wie die reine Mechanik, und die Stufe der Beobachtung hinter sich haben. Das bedeutet aber nicht, daß Beobachtung in ihnen nicht auch eine Rolle spielte. Auch die Mechanik hat ihre Probleme einmal aus der Beobachtung und dem Experiment gezogen; nur ist die Prinzipienbildung hier so weit fortgeschritten, daß sie einer rein deduktiven Darstellung ihres Gegenstandes fähig ist. Alle Naturwissenschaften haben die Tendenz, in diesem Sinne deduktiv zu werden (J. St. Mill.) Sie sind von diesem Ziel nur sehr verschieden weit entfernt. Dieser Satz will denn auch nicht so verstanden werden, als könnte oder dürfte jemals eine von ihnen den Boden der Tatsachenforschung unter den Füßen verlieren. Der Zusammenhang mit ihr muß in aller Deduktivität gewahrt bleiben. Gemeint kann vielmehr nur sein, daß jede Naturwissenschaft das Bestreben hat, die Fülle des Beobachtungsmaterials rein aus Gesetzen (Prinzipien) heraus zu verstehen und über allen unverstandenen Wirklichkeitscharakter hinaus auch als notwendig nachzuweisen.

Mit alledem ist freilich nur das tatsächliche Vorhandensein deskriptiver Methode nachgewiesen, nicht aber gezeigt, wie sie möglich ist, und mit was für Mitteln sie operiert. Gerade darin aber würde erst der logische Sinn der Deskription zum Vorschein kommen.

Die logische Struktur der Deskription stellt aber bislang noch ein großes Rätsel vor. Wie kann es überhaupt Bestimmtheiten, wenn auch nur vorläufige, deskriptive, geben, bevor eine Bestimmung schaffende Methode am Werk ist? Eine solche ist aber wiederum erst in der rückschließenden Erkenntnis möglich. Man kann dieselbe Aporie auch so ausdrücken: Deskription verfährt schon in Begriffen, sie ist nicht bloßes Hinweisen, sondern schon ein Umschreiben eines Etwas in begrifflichen Allgemeinheiten. Sie setzt also eine gewisse Begriffsbildung notwendig voraus. In aller Begriffsbildung steckt aber schon ein Moment der Prinzipienbildung.

Wie also ist deskriptive Methode möglich? Oder sollte es am Ende gar keine deskriptive Methode geben? Sollte es ein Irrtum sein, daß jenes beobachtende und experimentierende Verfahren, mit welchem die Naturwissenschaften beginnen, ein Moment reiner Beschreibung enthielte? Vielleicht ist das, was wir dort Beschreibung nennen, nur die Außenseite eines im Wesen ganz anders beschaffenen Verfahrens, einer besonderen Art der Prinzipienbildung und des Rückschlusses, etwa einer niedersten Stufe derselben. Damit würde aber

wiederum die alte Frage nur weiter verschoben: auch dieser unterste Schritt des Rückschlusses müßte dann bereits einen gegenständlichen Ausgangspunkt haben, dessen Gegebenheit wiederum denselben Problemcharakter und dieselbe fragwürdige Problembestimmtheit aufweisen müßte. Und hinter dieser könnte auch hier wieder nur deskriptive Methode stecken. Auf diese kommt man immer zuletzt hinaus. Ihr Problem läßt sich nicht unterschlagen.

Einen anderen Ausweg könnte man darin suchen, daß man allem Anschein zum Trotz den begrifflichen Charakter der Deskription in Abrede stellte und jene Problembestimmtheit auf ganz andere, nämlich niedere, Bewußtseinsstufen zurückführte. Damit wird man aber aus dem objektiv Logischen ins Psychologische hinübergedrängt. Muß doch dann alle vorläufige, undifferenzierte Gegebenheit letzterdings in der Empfindung wurzeln. Alle Naturwissenschaften beziehen sich ja in der einfachen Beobachtung wie im Experiment auf Empfindung. Wievielmehr also alle vorwissenschaftliche Gegenstandserfahrung, die doch derselben vorausgeht.

Hier berührt man nun tatsächlich einen Punkt des Zusammenhangs von Logik und Psychologie, der für beide Gebiete wichtig ist. Aber für das Methodenproblem fällt von der Empfindung keinerlei Klärung ab. Der deskriptive Gegenstand deckt sich nicht mit ihr. Die Gegebenheit, um die es sich hier handelt, enthält mehr als bloße Empfindungselemente. In ihr gibt es auch Zusammenhänge und Denkmomente. Und gerade in diesen liegt der Grund jener Problembestimmtheit, von der die transzendente Methode ausgeht. Nur begriffliches Denken kann dem Anspruch der deskriptiven Methode gerecht werden. Der Erkenntniswert eines solchen ist aber ein durchaus logischer.

In einem Punkt freilich erhält das Problem der Deskription am Grenzverhältnis der Logik und Psychologie eine Förderung. Es ist nämlich selbst in gewissem Sinne ein Grenzproblem von Logik und Psychologie. Die inhaltliche Sphäre, in der es sich bewegt, gehört gleichzeitig beiden Gebieten an, läßt daher eine doppelte Charakteristik zu. Das vorwissenschaftliche Gegenstandsbewußtsein findet sich an dem Punkt, wo es beginnt wissenschaftlich zu werden, keineswegs als ein bloß sinnliches oder konkret vorstellendes vor, keineswegs als ein gänzlich ungeordnetes, undifferenziertes. Es hat durchaus schon Denk- und Urteilmomente in sich, die aber nur noch nicht rein, weil nicht als solche hervorgehoben sind. Es bildet sich »Meinungen«, d. h. Zusammenhänge, die dem Urteil sehr nahe kommen können, denen aber noch das eine, wichtigste Kriterium des Urteils fehlt: die Gewißheit, der Maßstab von wahr und falsch. Die

Platonische Philosophie, die zuerst den Begriff der Wissenschaft herausarbeitete, war es auch zugleich, die diesem typisch unwissenschaftlichen Gebiet der »Meinung« — denn das ist die zutreffende Uebersetzung von $\delta\delta\zeta\alpha$ — seine richtige methodische Stellung anwies. Es ist eine erkenntnistheoretische Vorbedingung der Wissenschaft, aus der diese hervowächst durch die beginnende Rechenschaft, durch ein »Schließen auf den Grund« (Menon), moderner gesprochen, durch den Rückschluß auf die Bedingungen, also durch Prinzipienbildung. Das Problem der $\delta\delta\zeta\alpha$ hat aber dann viele Jahrhunderte lang geruht, ohne daß irgend etwas Nennenswerthes zu seiner Behandlung geschehen wäre. So stehen wir denn heute wieder vor ihm wie vor etwas Neuem, Unverstandenem. Der moderne Begriff des »Intentionalen« nähert sich ihm freilich in einigen Punkten (Husserl). Vielleicht läßt sich behaupten, daß unter den modernen Theorien den nächsten Ansatzpunkt für diese Frage immer noch der Intuitivismus gibt (Losskij). Dieser verfolgt den Erkenntnisgang bis in ein Stadium zurück, in welchem aller Inhalt »gegeben«, aber ungesondert und ungegliedert gegeben ist. Diese Stufe ist eine mittlere Sphäre, ein Medium zwischen Empfindung und Denken; aber eine mittlere nicht in dem Sinne, daß sie etwa keins von beiden wäre, sondern in dem anderen, daß sie beides, sowohl Empfindung als Denken ist. Das Medium ist also vielmehr ein Mixtum. Erkenntnismomente aller Art sind in ihm beisammen: beziehungslose Einzelvorstellung und zusammenhangschaffendes Meinen, konkrete Gegenständlichkeit und begriffliche Allgemeinheit, mit allen Stufen, die dazwischen liegen. Nur sind diese mannigfaltigen Erkenntnistücke zunächst hinsichtlich der Verschiedenheit ihres Erkenntniswertes völlig ununterschieden.

Dieses Medium ist diejenige Erkenntnisstufe, auf welcher das Bewußtsein sich selber vorfindet, wenn es mit wissenschaftlicher Besinnung beginnt und rückschließende Methode zuerst in ihm einsetzt. So wird es begreiflich, wie schon dieses Ausgangsstadium der letzteren einige Bestimmtheiten enthalten kann. Diese werden eben dadurch möglich, daß in der Meinung schon Denkmomente stecken. Und wie immer versteckt sie sein mögen, sie sind es doch, welche dem Gegenstandsproblem seine Präzision geben. Das »Gegebensein« wird auffaßbar als ein primitives Erkenntnis, das »Gegebene« als ein erstes Gefundenes. Das Grenzgebiet von Logik und Psychologie zeigt also, daß es wirklich Raum gibt für die Ansprüche der deskriptiven Methode, daß sie einen systematischen Ort hat. Nicht umsonst waren Platon und Aristoteles um die $\delta\delta\zeta\alpha$ bemüht, Leibniz um das »verworrene Denken«, Kant um die rätselhaften Bestimmtheiten, die das »Mannigfaltige« bereits mitbringt, Hegel um die phänomenologischen

Stufen des Geistes. Die Verschiedenheit der Systeme und der Terminologie hat dieses Problem nicht verrücken können. Deskriptive Methode ist psychologisch möglich. Als Einschlag der Naturwissenschaften ist sie wirklich, als Ausgangspunkt der transzendentalen Methode ist sie logisch notwendig. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß sie auch logisch möglich sein muß. Es fragt sich nur, »wie« sie logisch möglich ist. Welches sind die Bedingungen ihrer Möglichkeit?

Auf der Suche nach diesen Bedingungen gewährt diejenige Begriffsbildung einen Anknüpfungspunkt, welche allgemeinzugänglich in der Sprache vorliegt. Beschreibung ist unter allen Umständen ein In-Worte-Fassen. So sehr das nun auch bloß Außenseite an ihr sein mag, es muß ihr doch auch eine Innenseite, eine wirklich logische Struktur entsprechen. Wie es denn außer Frage steht, daß auch die Sprache eine solche besitzt. In der formalen Logik ist diese Beziehung zwischen Denken und Wortausdruck ein von altersher zugestandener Sachverhalt. Auch die Mißverständnisse, die durch ihn veranlaßt wurden, haben ihn nicht entwurzeln können. Wie nun der Aussageform eine Urteilsform und Urteilsfunktion entsprechen muß, damit die Rede Bedeutung habe, so muß auch der Wortbildung bereits Begriffsbildung zugrundeliegen, sofern das Wort mehr als Lautkomplex ist. Denn aller Wortausdruck ist generalisierend, eine Ausprägung von und für Allgemeinheiten. Der Begriff aber ist das logische Vehikel der Allgemeinheit. Wenn nun Beschreiben in Worte fassen heißt, so ist es unmittelbar ein In-Begriffe-Fassen. Diese logische Funktion der Sprache steht ebensowohl dem meinenden oder vorwissenschaftlichen Bewußtsein zur Verfügung wie dem wissenschaftlichen. Und vielleicht darf man sagen, das sprachliche Denken ist gerade das Verknüpfende zwischen dem einen und dem anderen. Der Unterschied ist nur der, daß in der vorwissenschaftlichen Sprache die gewordenen Wortbedeutungen unbesehen hingenommen werden in aller Vieldeutigkeit und in ihrer für genaue Begriffsbildung durchaus unzureichenden Gegebenheit; während die Wissenschaften, und am meisten die Philosophie, ihre Hauptaufgabe darin sehen, eine ihren Unterscheidungen und Inhaltseinheiten entsprechende Terminologie allererst zu schaffen. Dieses Schaffen der Terminologie ist dann aber durchaus schon Prinzipienbildung, also hypothetische Methode. Und diese hat somit ihren Ausgangspunkt in einem naiven, vorwissenschaftlichen Wortausdruck. Im letzteren aber steckt die erste Problembeimmtheit. So muß denn dieser Ausgangspunkt notwendig schon begriffliche Bestimmtheiten enthalten, nur eben zufällige und deswegen unzureichende. Die philosophische Besinnung, daß hierin wiederum

eine ganze Kette ungelöster Fragen liegt, und daß hier ein unbebautes Feld für unerläßliche logische Voruntersuchungen sich darbietet, ist gerade wieder in unserer Zeit lebendig geworden. Es ist das Verdienst Husserls und seiner Schule, mit derjenigen Aufgabe Ernst gemacht zu haben, die bisher meist übersehen worden ist: die als allgemeines Kulturgut gewordenen, konventionellen Wortbedeutungen einer logischen Voruntersuchung analysierender und differenzierender Art zu unterziehen. Was auch das endgültige Resultat solcher vorbereitender Untersuchung sein mag, sicherlich müssen ihre Früchte in irgendeiner Weise einer Klärung der deskriptiven Methode zugute kommen. Das Geben des Problems muß an ihr seine kritische und kontrollierende Instanz finden.

Dennoch liegt auch hierin noch keineswegs die Lösung des systematischen Deskriptionsproblems. Nur eine genauere Bestimmung ist ihm geworden. Die alte Aporie ist noch in Kraft: wie ist Beschreibung logisch möglich? Wie können in der Sprache, in der Meinung, in der vorwissenschaftlichen Gegenstandsfassung jene Bestimmtheiten enthalten sein, die sich so unbestreitbar in ihnen nachweisen lassen, und die vom Begriff der Deskription selbst gefordert sind. Es ist nun für diese Frage in der bisherigen Philosophie noch fast nichts geschehen, und es ist unmöglich, sie im Rahmen einer Betrachtung zu beantworten, in der sie überhaupt nur als Glied einer allgemeineren Grundfrage auftaucht. Was in diesem Zusammenhang für sie geleistet werden kann, muß sich notwendig darauf beschränken, was sich am Zusammenhang der Methodenprobleme selbst ergibt. Das Verhältnis der deskriptiven zur transzendentalen Methode ist in der Tat wegweisend für eine mögliche Lösung des Problems.

Für Bestimmtheiten aller Art kann es schlechterdings nur eine logische Quelle geben: die Prinzipien — seien es nun wissenschaftliche Gesetze oder philosophische Kategorien und Grundsätze. Man kann von diesem Satze keine Ausnahme machen, denn das würde dem Sinne der Bestimmtheit wie dem des Prinzips widersprechen. So kann man denn auch für die deskriptive Gegenstandsbestimmung keine Ausnahme machen wollen. Es ist nicht davon abzuweichen, daß auch diese nur »durch« bestimmende Prinzipien möglich ist. In irgend einer Form also müssen Prinzipien in der Deskription bereits enthalten sein.

Nun ist soviel klar, daß ein Bewußtsein von Prinzipien in ihr tatsächlich nicht enthalten ist; sonst würde sie gar nicht beschreiben, sondern gleich wissenschaftlich definieren und begründen. Es bleibt also nur die einzige Möglichkeit noch, daß deskriptive Methode mit Prinzipien operiert, deren logisches Wesen sie nicht erkennt, ja um

deren Vorhandensein sie nicht einmal weiß. Sie ist der Typus einer solchen Methode, die ihre eigenen Bedingungen nicht durchschaut. Sie ist eine Erkenntnis durch Prinzipien, aber keine Prinzipienerkenntnis, wie die transzendente Methode, sondern nur einseitig Gegenstandserkenntnis. Sie ist eben nicht kritische, sondern naive Methode. Sie glaubt nur Gegebenheiten hinzunehmen, wo sie in Wahrheit Bestimmungen trifft. So übersteigen denn diese Bestimmungen niemals den Typus des Gegebenheitsbewußtseins. Gegebenheit ist hier überhaupt nichts anderes als ein summarischer Ausdruck für das Fehlen des Prinzipienbewußtseins. Das Nichtdurchschauen des Woher und Warum macht den Gegebenheitscharakter an allem Gegenstandsbewußtsein aus. Diese Charakteristik trifft auch durchaus auf die Bedingtheit der deskriptiven Methode durch die Konvention sprachlicher Begriffsbildung zu, desgleichen auf die logisch unfertige Erkenntnisstufe des Meinens. Sprache und Meinung sind durchweg mit bedingt durch Denkmomente, die alle den Wert bestimmender Prinzipien haben. Aber beide haben durchaus kein Prinzipienbewußtsein, sind naiv und dokumentieren diese ihre Naivität durch den gänzlichen Mangel denkender Kontrolle, denkender Scheidung von wahr und falsch, denkender Rechenschaft über sich selbst. Rechenschaft ist eben erst Sache der rückschließenden, aufsteigenden Methodik, Sache der Prinzipienforschung.

Es bleibt hierbei noch die Frage offen: wie ist überhaupt eine Methode möglich, die sich der in ihr angewandten Prinzipien nicht bewußt ist. Die Antwort hängt hier an einem einzigen Punkt. Eine solche Methode ist offenbar dann möglich, wenn überhaupt es Anwendung von Prinzipien gibt, in der diese als solche nicht durchschaut werden. Und zu diesem Fragepunkt besitzen wir den Schlüssel im Grundmotiv der transzendentalen Methode. Daß in dieser überhaupt nach Prinzipien »gesucht« wird, während eben diese Prinzipien doch bereits die Bedingungen aller gemachten Erfahrung, zumal der wissenschaftlichen, sind, verbürgt uns die Möglichkeit unerkannt angewandter Prinzipien. Es wird ja hier nicht nach neuen, aller Erfahrung fremden Prinzipien gesucht, sondern gerade nach den alten, von jeher in aller Erkenntnis enthaltenen und angewandten. Alle positive Wissenschaft ist also in ähnlicher Lage, wie die deskriptive Methode: sie enthält im Bereich ihres besonderen Verfahrens keinerlei Rechenschaft über die höchsten systematischen Prinzipien (die philosophischen Kategorien), die gleichwohl ihr bereits zugrunde liegen, auf denen sie als auf ihren Bedingungen steht. Der Sinn des Rückschlusses ist allemal gebunden an ein latentes Vorhandensein und Wirken von Prinzipien im Gange positiver Gegenstandserkennt-

nis. Deskriptive Methode muß also genau in demselben Sinne und auf Grund derselben Erkenntnisbedingungen möglich sein, wie irgend eine der positiven Wissenschaften.

Das wird noch klarer, wenn man die Doppelbeziehung zwischen Prinzip und Gegenstand heranzieht, auf welcher die transzendente Methode fußt, das Widerspiel der *ratio essendi* und der *ratio cognoscendi*. Die Prinzipien sind *a priori*. Der Rückschluß kann sie nicht erfinden, sondern nur auffinden. Sie sind das Bedingende, der Gegenstand aber und seine Erkenntnisstufen das Bedingte. Der Rückschluß seinerseits steigt von diesem Bedingten aus auf. Er kann also überhaupt nur finden, was in der Gegenstandserkenntnis unerkannt als Bedingung enthalten war. Deskriptive Methode nun gibt den Gegenstand auf seiner niedersten Stufe, auf welcher am wenigsten von den in ihm steckenden Bedingungen erkannt ist. Das hindert somit keineswegs, daß dieselben Bedingungen auch hier schon als Werkzeuge der vorläufigen Bestimmung zur Verfügung stehen. Denn die Apriorität der Prinzipien muß durchgehend sein bis auf die niederste Gegenstandsstufe. Sie verliert ihren Sinn einer Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, wenn es eine Gegenstandserkenntnis gibt, in der sie nicht in irgend einer, wie immer versteckten Weise das Bedingende wäre. Die Geltung des *a priori* kann nach dieser Richtung keine Grenze haben.

Hier löst sich also das Rätsel der deskriptiven Gegenstandsbestimmtheit. Dieselben Prinzipien, die den wissenschaftlichen Gegenstand konstituieren, konstituieren auch den deskriptiven. Deswegen kann dieser die erste Problembestimmtheit »geben«, von welcher der Aufstieg zur Prinzipienerkenntnis ausgeht. So sind transzendente und deskriptive Methode auf dieselben Prinzipien *a priori* bezogen. Sie sind beide bedingt durch sie und zielen wiederum beide auf sie ab — nur in verschiedener Funktion — die eine bewußt und unmittelbar, die andere von ferne und ohne Bewußtsein ihrer logischen Grundlagen. Beide bedingen und ergänzen einander. Sie bilden also zusammen bereits einen Ansatz zum System der Methoden.

III. Dialektische Methode.

{ Die transzendente Methode eröffnete und umspannte die Polarität von Prinzip und Gegenstand. Deskriptive Methode vertrat den Sonderanspruch des Gegenstandes, sofern er das »für uns« Frühere ist. Wie steht es nunmehr mit den Prinzipien, die das der Sache nach Frühere sind? Haben auch sie noch einen Sonderanspruch, oder ist ihr Wesen mit dem transzendentalen Verhältnis zum Gegenstande erschöpft? Gibt es eine Methode, die dem oberen Pol der

Erkenntnis als solchem gilt; einen Gesichtspunkt, von dem aus er selbständig wird und seine Priorität im Sinne eines Primats geltend macht?)

Die bisherige Untersuchung zeigte, daß in aller vorwissenschaftlichen, wissenschaftlichen und philosophischen Methodik die Prinzipien schon vorausgesetzt sind. Der Rückschluß selbst setzt sie voraus, erschließt sie als vorausgesetzte. Was also für den Erkenntnisgang das Letzte und Ziel ist, muß im logischen Grundverhältnis notwendig das Erste und Unabhängige sein. Durch den Gegenstand und seinen Problemcharakter bedingt sind nicht die Prinzipien als solche, sondern nur die Prinzipienerkenntnis oder -Forschung. Der Gegenstand dagegen und alle ihn betreffende und von ihm ausgehende Erkenntnis ist durch die Prinzipien nicht nur hinsichtlich seiner Erforschung bedingt, sondern in jeder Hinsicht, mit seinem ganzen Seinscharakter. Die Prinzipien sind die Konstituenten. Sie haben den Primat. Die ratio essendi hat das Uebergewicht des Grundverhältnisses über die ratio cognoscendi. Die ihr entsprechende Priorität der Prinzipien ist das primäre Prius, dem gegenüber jedes andere Prius nur die Bedeutung eines untergeordneten, methodologischen Gesichtspunktes haben kann. Man hat dementsprechend mit Recht den Prinzipien im Gegensatz zu allem Nichtprinzipiellen und Abhängigen den Charakter des Spontanen, Ursprünglichen zugesprochen. Wie denn principium (ἀρχή) eigentlich »Ursprung« heißt.

So ist es denn nicht zu umgehen, daß (die Prinzipien neben aller Anwendung auch eine Betrachtung in sich selbst erfordern, eine Methode, die aus ihrer Sphäre garnicht heraustritt, rein im a priori verweilt, von ihm ausgeht und wiederum in es einmündet, die ihm immanenten Grundbeziehungen ermittelnd.) Denn eben Beziehungen, und darin liegt der Schwerpunkt, muß es hier geben. Es handelt sich ja nicht um ein einziges Prinzip, sondern um ihrer viele; wie denn jedes besondere Problem sein besonderes Prinzip oder seine besondere Reihe von Prinzipien verlangt. Diese verschiedenen Prinzipien können aber nicht jedes für sich, isoliert dastehen, sowenig als die Probleme, denen sie entsprechen, ein isoliertes Dasein führen. Sie müssen notwendig Zusammenhang miteinander haben, Beziehungen eingehen; und diese Beziehungen können ihrem besonderen Begriffsgehalt nicht äußerlich und gleichgültig gegenüberstehen, sondern müssen ihn mit bedingen. Denn sonst wäre die gleichzeitige Bedingtheit eines Gegenstandes durch verschiedene Prinzipien ein Ding der Unmöglichkeit. Dann aber muß es eine Methode geben, die es mit diesen Beziehungen der Prinzipien untereinander zu tun hat, die sie vermittelt und womöglich begründet. Es ist leicht zu sehen, daß die

✓ Endaufgabe einer solchen Methode das System der Prinzipien sein muß. Denn das System der Prinzipien kann nur bestehen in der Totalität ihrer wechselseitigen Beziehungen. Man hat also Grund, zu erwarten, daß sie die gesuchte systematische Methode sei.

Dieser einleuchtenden Forderung treten aber sogleich schwere Bedenken gegenüber. Die transzendente Methode zeigte doch, daß eine Loslösung der Prinzipiensphäre unmöglich ist, und daß Prinzipien überhaupt nur in ihrer Beziehung zum Gegenstande Sinn haben. Die Meinung Kants war, Kategorien haben nur empirischen Gebrauch, d. h. nur Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung, nicht aber auf ein frei konstruktives Verfahren in Begriffen. Und Platon warnte vor Isolierung der Ideen von den Dingen; man dürfe sie nicht *χωρίς* von den Dingen setzen, sondern nur für sie und als in ihnen wirksam; sonst erhalte man zwei Welten, für die man hernach vergeblich die vermittelnde *μέθεξις* suchen würde. Allgemein gesprochen: alle Herauslösung der Prinzipien aus ihrer Gegenstandsbeziehung wird notwendig zur Metaphysik im Sinne unkritischer, willkürlicher Gedankenkonstruktion. Gerade der Gegenstand mit seinen unverschiebbaren deskriptiven Bestimmtheiten ist die kritische Gegeninstanz, dasjenige, womit die Kategorie übereinstimmen muß.

Die gesuchte Methode braucht aber gar nicht so gefaßt zu werden, daß sie das transzendente Verhältnis durchbricht. Es ist nicht nötig, die Gegenstandsbeziehung der Kategorien aufzuheben, um sie unter sich in ihrem Wechselverhältnis zu betrachten. Die Prinzipien bleiben Gegenstandsbedingungen unbeschadet dessen, daß sie sich auch gegenseitig bedingen. Nur involviert das Problem dieser Wechselbedingung eine andere, von der transzendentalen verschiedene Methode. Und in der Aufgabe dieser Methode liegt es, daß sie aus der Sphäre der Prinzipien nicht heraustreten darf. Sie kann es folglich mit der Gegenstandsbeziehung als solcher nicht zu tun haben. Damit bleibt die letztere unangetastet in ihrem Recht; ja die Anerkennung ihres Rechts ist sogar die notwendige Vorbedingung alles Ferneren. Dieser Rechtsanspruch erschöpft aber noch nicht alle logischen Möglichkeiten. Es bleibt noch Bewegungsfreiheit für andere Methodik.

Es gibt eine Ueberlegung, welche die Notwendigkeit einer anderen, die Prinzipien betreffenden Methode unmittelbar fühlbar macht.
 ✓ Die transzendente Methode ergibt keine sichere Begründung der
 ✗ in ihr erschlossenen Kategorien. Sie bleiben hypothetisch; es kommt zu keiner vollen Gewißheit. Das einzige Kriterium, das es hier gibt, ist die Uebereinstimmung mit dem Problemgegenstand. Da aber dieser selbst ja erst durch die Kategorie begründet werden soll, so

beruht hier alle Sicherheit auf Gegenseitigkeit. Bei der geringsten Verschiebung des Problemgegenstandes wird sie hinfällig. Im Fortgange der Erkenntnis ist aber solche Verschiebung allerwege im Gange. Die Kategorie bleibt also den gleichen Verschiebungen ausgesetzt.

Man kann nun diesem Mangel dadurch abzuhelpen suchen, daß man das Problem erweitert. Für den weiteren Problemkomplex wird man alsdann ein höheres Prinzip setzen müssen, welches die anfängliche Kategorie unter sich begreifen und sie, als ihr Oberbegriff, begründen wird. Verfährt man in dieser Weise mit einer ganzen Reihe von Problemen, so muß man offenbar eine Reihe übergeordneter Kategorien bekommen, gleichsam ein oberes Stockwerk von Kategorien. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn auch diese sind noch hypothetisch. Sie werden zwar weniger leicht verschiebbar sein. Aber es handelt sich ja nicht um ein Mehr oder Weniger der hypothetischen Sicherheit, sondern um die Forderung einer anderen Art von Begründung, die eben durch diese ihre Andersheit eine Kontrollinstanz zu jener ausmachen kann. Will man aber weiter aufsteigen zu immer höheren Prinzipien, so kommt man zu etwas Gesichertem nur dann, wenn man das absolut höchste, allumfassende und deswegen »unbedingte Prinzip« erreicht hat. Dieses muß aber für menschlich beschränkte Einsicht notwendig unerkennbar, bloß Idee sein. Der Begriff, den wir uns von ihm machen können, ist inhaltlich ganz leer und nichtssagend. Nur als Vernunftforderung hat er einen Sinn. Die Fortsetzung des Rückschlusses und des Aufstieges hilft also nichts. Es bedarf hier offenbar eines anderen Verfahrens.

(So kann man es verstehen, daß Platon sich in seinen reifsten Schriften nicht mit der von ihm entdeckten hypothetischen Methode begnügte, obgleich er diese bereits bis auf den abstrakten Begriff des Unbedingten hinausgeführt hatte, sondern zu einer anderen Methode griff, zur Dialektik.) Was der einzelnen Hypothesis versagt ist, leistet ihr Zusammenhang mit anderen, ihre Gemeinschaft (*κοινωνία*). Es wird zur Aufgabe einer besonderen Untersuchung gemacht, diese Gemeinschaft im einzelnen herauszuarbeiten, die Beziehungen herzustellen. Das ergibt ein Verfahren rein in Begriffen. Die Beziehung zum Dinge wird untergeordnet, sekundär. Wesentlich ist nur die Beziehung unter den koordinierten Prinzipienbegriffen. Diese Methode bewegt sich also in einer anderen logischen Dimension. Wenn man die Richtung der transzendentalen Methode als Aufstieg verbildlicht, und im oberen Pol die Prinzipien ansetzt, so tritt dieser vertikalen Dimension in der Dialektik eine horizontale gegenüber, welche den für die Vertikale nur punktuellen oberen Pol in eine Kette zusam-

menhängender Glieder auszieht. Dieses Bild ist insofern instruktiv, als es in aller Leichtigkeit veranschaulicht, wie die transzendente Beziehung zum Gegenstande inmitten der selbständig genommenen Gegenseitigkeitsbeziehungen der Prinzipien sich unbeschadet erhält und durchsetzt, indem von jedem Punkt der Horizontale sich die Vertikalrichtung abwärts muß herstellen lassen. Hypothetische und dialektische Methode sind eben, genau genommen, von Hause aus aufeinander angewiesen; sie bilden sichtlich ein System der Methoden, schon rein nach ihrer Anlage und Aufgabe betrachtet, noch vor der Analyse ihrer besonderen Leistungen. So erwartet man denn nicht ohne Grund, daß sie auch funktional ein System bilden und sich gegenseitig in die Hände arbeiten werden.

Das zeigt sich sogleich an einem bedeutsamen Punkt. Der hypothetische Charakter des einzelnen Prinzips wird hier aufgehoben. Das heißt nicht, daß mit einem Schlage absolute Gewißheit hergestellt würde. Der Gedanke ist viel schlichter. Die hypothetische Methode ließ ihre Prinzipien hypothetisch, weil sie nur die einseitige Sicherung der polaren Gegenseitigkeit gewähren konnte. In der Dialektik nun wird dasselbe Prinzip eingegliedert in ein System von Prinzipien: sofort ergibt sich ein neues Kriterium seiner Richtigkeit daran, ob es sich mit den anderen verträgt oder nicht. Diese Kontrollinstanz ist zwar selbst nur eine Gegenseitigkeitsbeziehung, nämlich eine solche unter den Prinzipien. Sie würde also für sich selbst genommen auch bloß hypothetisch sein. Aber erstens wird sie nie »für sich« genommen, sondern immer nur mit der anderen, rückschließenden zusammen; richtiger, sie kann sich erst einstellen, wenn jene hergestellt ist. Und als »andere« Beziehung zu »anderen« Beziehungspunkten bedeutet sie die Prüfung des Gefundenen an ganz anderen Gesichtspunkten. Zweitens aber ist die Gegenseitigkeitsbeziehung, die sich in der Dialektik herstellt, der hypothetischen dadurch weit überlegen, daß sie nicht einseitig zwischen zwei Polen hin und her läuft, sondern allseitig zwischen unbeschränkt vielen, verschiedenartigen Beziehungspunkten mannigfaltige, verschiedenartige Verknüpfung anbahnt. Denn die Verknüpfung mit einem einzigen Systempunkte zieht unentrinnbar die mit allen anderen nach sich. Das System als solches bedeutet daher schon eine Sicherung ganz anderen Grades als die Hypothese. Denn hebt man in ihm eines auf, so rührt man am Ganzen.

Aehnlich wie mit der Gewißheit der Prinzipien steht es auch mit ihrer Bestimmbarkeit. Transzendente Methode gibt keine inhaltliche Definition. Sie kann nur aus der Wechselbeziehung heraus definieren, welche sie herstellt. Sie kann von einer Kategorie, die sie erschließt, immer nur das eine sagen, ihr begriffliches Wesen bestehe

darin, Bedingung der Möglichkeit für dieses bestimmte Problem zu sein. Jede andere als diese Beziehungsdefinition würde zum mindesten ein *genus proximum* voraussetzen, zu welcher es dann die *differentia specifica* zu finden gälte. Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit. Die Kategorie kann kein *genus proximum* haben, sie soll doch ein Erstes und Oberstes sein. Es geht nicht an, die Kategorie durch höhere Begriffe zu definieren. Sie hat ihr Wesen gerade darin, Oberbegriff für Definitionen niederer Begriffe zu sein. Und es hülfe auch nichts, dieses ihr Wesen zu durchbrechen und über ihr noch höhere Begriffe anzunehmen; dann würde dieselbe Aporie sich auf diese übertragen, und das Problem wäre nur verschoben.

Diese Lage ändert sich aber mit Einführung der dialektischen Methode. Auch hier freilich darf man nicht hoffen, ein *genus proximum* zu entdecken. Aber die Beziehungsdefinition selbst erfährt hier eine derartige Erweiterung, daß sie den Wert einer wirklichen Inhaltsbestimmung gewinnt. Im transzendentalen Verstande steht die Kategorie nur dem Gegenstandsproblem gegenüber. Die funktionale Definition ist also hier nur die aus der Leistung »für« den Gegenstand: die Kategorie ist definiert als das den Gegenstand Definierende. Im dialektischen Verstande steht sie einem ganzen System anderer Kategorien gegenüber, tritt mit ihnen in Wechselbeziehung und trägt in dieser Beziehungsmannigfaltigkeit zur Definition derselben bei. Sie ist folglich hier definiert durch diesen ihren Definitionsbeitrag für die anderen. Und da dieser ein nach verschiedenen Seiten bezogener und mannigfaltiger ist, so ist auch die hieraus als Gegenleistung resultierende Definition, welche sie selbst durch die anderen erfährt, eine von vielen Seiten her bezogene, gewissermaßen allseitige und mannigfaltige. Diese Mannigfaltigkeit der Definitionsstücke aber macht ihren synthetischen, inhaltlichen Charakter aus. In dieser neuen, andersartigen Definitionskraft der Dialektik liegt einer der Haupt-Rechtsgründe ihres Verfahrens.

Man wird diese Definitionskraft um so höher einschätzen, je mehr man sich bewußt ist, daß in der Begriffsbestimmung der Kategorien eine durchaus unendliche Aufgabe steckt. Das wahre *a priori*, das in der Erkenntnis wirksam ist, deckt sich nicht mit den Begriffsprägungen, in denen das auf sie schließende Denken sie zu erfassen sucht. Alles erkennende Erfassen ist ein in Begriffe fassen. Die Natur der Begriffsbildung ist aber zunächst durchaus die des Fixierens und Festlegens, die der inhaltlichen Sicherung gegen alle Verschiebung. So hat man seit altersher das Wesen des Begriffs in der Identität erblickt. Freilich nun muß auch den in der Erkenntnis funktionierenden Kategorien ein Identitätsmoment zukommen. / Aber in dieser

statischen Charakteristik kann ihr ganzes Wesen nicht liegen, schon allein weil sie etwas Funktionierendes, also Bewegliches, sind. Das wahre a priori in der Kategorie muß notwendig ein dynamisches Grundmoment sein, ein Etwas, das in seinem Durchlaufen der von ihm begriffenen Fälle nicht sowohl Gleichförmigkeit als Mannigfaltigkeit hervorbringt. Das ist es, was alle begriffliche Fassung der Kategorien ungesagt läßt, weil sie als solche dafür nicht zureicht. Der Begriff ist und bleibt eine bloße Abbreivatur dessen, was er begreifen sollte. So ist es zu verstehen, daß der Begriff einer Kategorie, wenn diese einmal transzendental entdeckt ist, keineswegs feststeht, sondern im Fortgange der philosophischen Erkenntnis seine »Geschichte« hat. Er kann nicht zur Ruhe kommen, ehe er sich mit der von ihm repräsentierten Erkenntnisfunktion wirklich deckt. Zu dieser Deckung kann es aber niemals kommen. Die geschichtliche Verschiebung eines Kategorienbegriffs ist günstigstenfalls ein Anzeichen seiner Annäherung an die funktionierende Kategorie. Alle Begriffsfixierung der Kategorie schließt also, so unumgänglich sie immerhin sein mag, etwas prinzipiell Falsches ein. Der Begriff ist hier immer nur ein Versuch, das in sich Unbegreifliche begreiflich zu machen, das Irrationale zu rationalisieren. Er kann das aber nur auf Kosten der Sache selbst machen. Indem er die Kategorie in seine rationale, statische Form faßt, verkürzt und verendlicht er sie. Darin liegt kein Widerspruch. Die Bedingungen alles Begreifens brauchen nicht selbst wiederum begreifbar zu sein. Sie sind ja vielmehr das im logischen Sinne Begreifende; wie sollten sie zugleich das Begriffene sein! Diese Umwendung der Erkenntnisfunktion gegen ihre eigenen Bedingungen muß ewig unvollkommen bleiben. Die natürliche Richtung der Erkenntnis geht abwärts auf den Gegenstand. Aufsteigende Prinzipienerkenntnis kann sie nur insofern sein, als die Gegenstandserkenntnis eine solche fordert. Wo aber die Inhaltlichkeit eines Prinzips als solchen erkannt werden soll, da versagt sie. Die Prinzipien sind für sie ebensolch eine Irrationalität, ebensolch eine ewige Aufgabe, wie die Totalität des Gegenstandes. Wie die Begriffsbildung vor dieser stehen bleibt und bloß Verendlichungen geben kann, so auch vor dem inneren, funktionierenden Wesen der Kategorien. Der Begriff kann dasselbe nur andeuten, umreißen, aber nicht begreifen.

Dieser systematischen Kalamität gegenüber bietet sich nun in der Dialektik eine methodische Handhabe, an welcher die Begriffsbildung selbst ihrer höchsten philosophischen Aufgabe näher gebracht wird. Der Begriff als solcher bedeutet dialektisch etwas anderes; er ist hier keine Festlegung, Stillstellung, Begrenzung, sondern er wird selbst dynamisch, erlangt einen Funktionscharakter. Und das kommt da-

durch zustande, daß seine Bestimmung eine solche durch Beziehungen ist, und zwar durch allseitige und letzterdings unendliche Beziehungen. Er ist definiert nicht durch sich selbst, sondern durch seine Stellung zu anderen Begriffen. Er ist kein Fürsichsein und auch kein einfaches Sein-für-anderes. Sondern mit den andern zusammen bildet er ein System des »Füreinanderseins«. Die endliche Erkenntnis erfaßt diesen funktionalen Zusammenhang zwar niemals in seiner Allseitigkeit; aber sie tendiert im Bewußtsein ihrer Beschränktheit notwendig auf sie hin. Und diejenige Definition der Kategorie, die sich in solcher Tendenz zur Allseitigkeit der Beziehung ergibt, ist zwar keine inhaltlich zureichende, wohl aber eine der Art nach ihr homogene. Sie ist selbst dynamisch, eine funktionale Definition, funktionaler Begriff, und deswegen wenigstens im Prinzip adäquat der kategorialen Funktion. (Der Begriff als Vehikel des dialektischen Verfahrens kommt dem reinen Prinzipiencharakter des a priori einen entscheidenden Schritt näher als die statische Begriffsbildung des Rückschlusses.)

So weit reicht sachlich die Leistungskraft der gegenseitigen Definition. Daran aber ergibt sich nun eine weitere Konsequenz, die das System der Philosophie selbst betrifft. Es kehrt sich nämlich hier überhaupt das Verhältnis der einzelnen Kategorie zum System um. Steigt man mit der transzendentalen Methode rückschließend zu den Prinzipien auf, so scheint es zunächst, daß jede Kategorie für sich etwas ist und ihre Relativität nur in dem Verhältnis zum Gegenstande hat. Das System ist dann nichts als die Summe dieser einzelnen, für sich vollgültigen Grundbegriffe. Dialektik lehrt das Umgekehrte. Die einzelne Kategorie ist nichts außerhalb der Beziehung zu den anderen Kategorien. Sie ist ohne diese nicht einmal begrifflich fixierbar. Es gibt also hier noch etwas, was den einzelnen Prinzipien übergeordnet ist, ohne doch ihr Oberbegriff zu sein; das ist die Beziehung zwischen ihnen, ihre Gegenseitigkeit, ihre Gebundenheit aneinander, welche besagt, daß jede durch die anderen alle bedingt und bestimmt ist, und dennoch zugleich Bedingung und Bestimmungsgrund aller anderen ist. Diese allseitige Beziehung, diese Wechselbedingung und Wechselbestimmung, ist aber nichts anderes als die Systemidee. Das System der Kategorien ist also das logische Prius gegenüber der einzelnen Kategorie. Das System ist nicht definierbar als Summe der Kategorien; es ist mehr als ihre Summe, es ist die Einheit und der Inbegriff ihrer Beziehungen. Es ist dynamisches Beziehungssystem, nicht statisches Begriffssystem. Dagegen ist die einzelne Kategorie ihrerseits zu definieren durch die Summe der systematischen Beziehungen, in denen sie zu anderen Systemgliedern steht.

Man könnte vielleicht einen Widerspruch darin erblicken, daß der Beziehung das logische Prius vor den Beziehungspunkten eingeräumt wird. Allein das ist ein Vorurteil, das man von den dinglichen Beziehungen mitbringt und fälschlich auf reine Begriffe überträgt. Zudem gibt es eine methodische Erfahrung, die der Logiker täglich macht: es ist unmöglich, Fundamentalbegriffe in der Weise einzuführen, daß man ihre Definition vorausschickt. Eine solche Definition ist unter allen Umständen bloß Nominaldefinition und logisch nichts-sagend. Der umgekehrte Weg erweist sich als der einzig durchführbare, wenn auch zunächst paradox scheinende: den Begriff vorläufig in seiner Unbestimmtheit stehen zu lassen und einfach seine Beziehungen zu den anderen zu entwickeln, d. h. ihn anzuwenden — genau so, als ob er bereits definiert und als Beziehungspunkt fixiert wäre. Das Resultat ist dann: er definiert sich von selbst Schritt für Schritt an diesen Beziehungen. Kein Wunder, er besteht ja in nichts anderem als in diesen Beziehungen. Die Entwicklung eines systematischen Gedankens und die Definition der ihn tragenden Begriffe ist ein und dasselbe. Mit fertig definierten Begriffen »beginnen«, hieße vielmehr am Ende sein und nichts mehr zu tun haben. Denn so kompliziert, so inhaltsreich ist das Wesen logischer Grundbegriffe, daß ihre Definition gleichkommt einer unendlichen Aufgabe: der Herstellung »allseitiger« Beziehung. Es ist einerlei, ob diese Beziehungen direkte oder indirekte sind, denn im System muß es natürlich nahe benachbarte und weiter entfernte Begriffe geben. Die Totaldefinition aber kann auf die letzteren genau so wenig verzichten als das System selbst. Denn gerade in der Verkettung, im Kontinuum liegt das Kriterium.

Es hat in der transzendentalen Logik viel Streit um die Rangordnung der Kategorien gegeben: welche der anderen übergeordnet sei, ihr vorangehe. Das ist eine transzendental wichtige Frage; denn freilich muß es ja auch ein Subordinationsverhältnis unter ihnen geben. Dialektisch aber tritt sie vollkommen in den Hintergrund. Hier ist jede Kategorie gleich primär und dennoch gleich abhängig, wie alle anderen. Es ist kein Widerspruch, wenn man in einem Atem behauptet: Kontinuität setzt Diskretion voraus, und: Diskretion setzt Kontinuität voraus. Diese beiden Sätze bilden eine Disjunktion nur im transzendentalen Verhältnis, in welchem immer nur eins das Höhere, Bedingende ist, das andere aber das Niedere, Bedingte. Dialektisch betrachtet, stehen sie in Konjunktion. Dialektik bildet ja eine andere logische Dimension, in welcher es kein Höher und Niedriger gibt. Hier ist das einerseits Bedingte zugleich andererseits das Bedingende seiner Bedingung. Alle Bedingung ist Wechselbedingung,

alle Voraussetzung gegenseitige Voraussetzung. Und das macht den Begriff der Bedingung und Voraussetzung nicht etwa illusorisch. Er wird vielmehr durch dieses Reziprokwerden nur um so schärfer und präziser, denn jede Bedingtheit hat ihr Kriterium daran, daß sie sich decken muß mit einer Gegenbedingtheit, wie Aktion und Reaktion. Den einfachsten, allgemeinsten Typus dieses Verhältnisses zeigen korrelative Begriffe. Im System aber wird gewissermaßen alles korrelativ. Das logische Früher und Später ist unter seinen Gliedern aufgehoben; es ist indifferent geworden. Die Glieder haben über sich nur noch ein gemeinsames Prius: die allseitige Beziehung als solche, das System als Ganzes. Das aber ist keine Ueberordnung im Sinn eines Oberbegriffs. Eher schon paßte darauf die Beziehung des Ganzen zum Teil. Aber auch die drückt das richtige Verhältnis nur unvollkommen aus; sie verschweigt den dynamischen Grundcharakter der Beziehung.

Jede einzelne Kategorie steht also in gewissem Sinne in Wechselwirkung mit dem ganzen System. Es ist daher richtig, was im Grunde der Glaube aller Rationalisten ist: daß, wenn man den Systembegriff hat, man auch die ganze Kette der Kategorien hat, d. h. sie aus ihm hervor entwickeln kann. Nur ist dieses »Wenn« durchaus illusorisch. Den Systembegriff in der Totalität seiner Inhaltsfülle faßt der endliche Verstand nicht. Und umgekehrt hatte Hegel recht mit dem Gedanken, wenn man eine Kategorie begrifflich festhabe, so gehe von ihr aus mit Notwendigkeit das ganze System der übrigen Kategorien hervor. Hat man nämlich wirklich eine Kategorie in ihrer ganzen Inhaltsfülle, d. h. in der Totalität ihrer systematischen Beziehungen, so stellen sich in der Explikation dieser Beziehungen unvermeidlich die anderen Kategorien eine nach der anderen heraus. Der Fehler lag nur auch hier darin, daß die Ungeheuerlichkeit einer solchen Inhaltsantizipation menschlicher Denkkraft durchaus unzugänglich ist. Für unsere Erkenntnis kommt eben dialektische Methode allein für sich nicht weit, sie kann nur im Verein mit der transzendentalen, und im Anschluß an sie, erfolgreich operieren. Dialektik ist das Ideal einer rationalen Methode der idealen Vernunft. Das hindert aber nicht, daß auch die endliche Vernunft an ihr teilhat. So lassen sich in gewissen Grenzen sehr wohl Grundbegriffe a priori konstruieren auf Grund vielseitiger Beziehung zu anderen Grundbegriffen, — sobald sich nur inmitten eines mannigfaltigen Beziehungskomplexes ein leerer logischer Ort ergibt. Es gilt dann nur, die sich schneidenden Beziehungen in diesem Systempunkte positiv zu nehmen als die definitorischen Momente eines Begriffs, und man hält die gesuchte Kategorie in Händen. Die Geschichte der Philosophie ist voll

von Beispielen dieser Art. Die instruktivsten Beispiele hierfür dürfte wohl der Platonische »Parmenides« geben, in welchem gleichsam ungewollt eine ganze Reihe bemerkenswerter und fruchtbarer Begriffe entsteht durch bloßes Verfolgen von Begriffsbeziehungen, — während die zugehörigen Gegenstandsprobleme noch gar nicht aufgeworfen, ja überhaupt berührt worden sind. Man denke nur etwa an den überraschenden Kontinuitätsbegriff im 21. Kap. des Dialogs oder an die erstaunlichen, fast infinitesimalmethodischen Begriffsergebnisse der Gegenstandsanalyse im vorletzten Kapitel. Aber ähnliches kann man schon bei Zenon dem Eleaten finden, des öfteren bei Aristoteles, Plotin, Proklus, von Neuere gar nicht zu reden.

Wenn nun das Ideal der rein rationalen Methode auch nicht zu erreichen ist, so zeigen doch Beispiele aller Art und aller verschiedenen Denkrichtungen, daß ein Moment echter Dialektik überall mit im Spiel ist, wo überhaupt systematisch philosophiert wird, wo das Suchen nach Systemeinheit lebendig ist. Ein solches Suchen braucht keineswegs bewußt zu sein; im Grunde ist alles wirklich philosophische Denken systematisch, und oft dort am meisten, wo es über den Charakter genialer Konzeption gar nicht hinauskommt. Gerade solche Konzeptionen, die über das Gegebene hinaus Antizipationen machen, sind dialektisch im eminenten Sinne. Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der allem philosophischen Denken immanenten Dialektik, wenn man meint, sie würde erst durch begriffliche Festlegung eines besonderen dialektischen Schemas (etwa des antithetischen) lebendig. Es gilt, nicht zu vergessen, daß ja das Vorhandensein und Funktionieren einer Methode logisch früher ist als das Methodenbewußtsein, ja daß letzteres nur durch logische Analyse vorhandener und an Resultaten faßbarer Methode zustande kommt.

Man braucht deshalb, um das Faktum dialektischer Momente in der Philosophie greifbar zu machen, sich gar nicht auf die eigentlich »dialektischen« Systeme zu berufen, etwa auf Fichte oder Hegel. Es genügt, die Gedankenkette eines beliebigen Denkers, sofern nur systematische Bestrebung in ihm ist, auf seine immanente und vielleicht von ihm selbst unerkannte Methode hin anzusehen, — und es wird sich zeigen, daß genau so viel Dialektik wie Systematik in ihr ist. Es gibt nämlich in ihr immer solche Zusammenhänge von Begriffen, die aus transzendentaler Methode nicht erklärlich sind, ja willkürlich erscheinen müssen, weil sie keiner Beziehung am Gegenstande, resp. an der positiven Wissenschaft, entsprechen, sondern dieser oft gerade zuwiderlaufen. So disponieren sich nach Kant die mathematischen Kategorien in zwei verschiedenen Gruppen, der Quantität und der Qualität, resp. in zwei Grundsätzen, dem der extensiven und dem der

intensiven Größe, während doch das Wissenschaftsgebiet, dem sie entsprechen, ein einheitliches ist. Sieht man nun genauer zu, so dient die Gruppenteilung der Kategorientafel in Quantität, Qualität, Relation und Modalität überhaupt nicht der Abgrenzung der den verschiedenen Wissensgebieten entsprechenden Kategorienkomplexe, sondern vielmehr einer inneren Architektonik der Kategorien selbst. Kant gibt als Grund seiner Einteilung auch durchaus keine transzendente Ueberlegung vor, sondern nennt ausdrücklich ein anderes Ableitungsprinzip: die formallogische Tafel der Urteile. Diese Tafel aber nimmt er nicht als gegeben hin, sondern gestaltet sie in einigen sehr wesentlichen Punkten um, wodurch sie erst ein für seine Zwecke passendes System wird. Woher nun stammen diese Ergänzungen anders als aus der Systemkonzeption, die er damit im Auge hatte? Also aus einer ganz selbständigen Vernunftüberlegung, die sich an den Verhältnissen der Prinzipien selbst ihm auftut. Und selbst wenn man von Abweichungen dieser Art absieht, woher stammt letztlich die Urteilstafel und vor allem die Vierteilung der Rücksichten am Urteil? Offenbar sind es Rücksichten der Vernunft selbst, die sich hierin aussprechen, die an der formalen Struktur des Urteils nur ihre erste, äußerliche Ausprägung finden. Hier ist also die Spur einer Orientierung der Vernunft an sich selbst, im Gegensatz zu aller Orientierung am Gegenstande und an den positiven Wissenschaften.

Näher liegende Beispiele der gleichen Art zeigt die Logik Cohens. Man brauchte hier eigentlich nur auf die drei Urteile der Denkgesetze hinzuweisen, um den Beleg zu haben. In der Tat entsprechen diesen weder besondere Gegenstands- noch Wissenschaftsprobleme. Sie gelten von allem Denken wie von allem Inhalt, sind reine Systemmomente. — Aber der dialektische Einschlag geht hier viel mehr ins einzelne hinein. So zeigen die Urteile der Mathematik, bei aller straffen Orientierung auf die positive Mathematik, dennoch wesentliche Abweichungen gegen die in der Wissenschaft angenommene Einteilung und Problemabgrenzung. Solche Begriffe, wie Maß, Größe, Gleichheit, sind hier ganz übergangen, finden sich dagegen unter den Kategorien der Modalität ein. Und der Funktionsbegriff, der von den Mathematikern im engsten Zusammenhang mit dem Differential behandelt zu werden pflegt, fehlt gleichfalls unter den mathematischen Kategorien, wird aber dafür einer ganz anderen Gruppe von Kategorien zugeordnet, die Cohen unter dem »Urteil des Gesetzes« zusammenfaßt, und in deren Zentrum die Kausalität steht. Er ist also den Kategorien der Naturwissenschaft zugeordnet. Umgekehrt wird ein Begriff wie der der Zeit, der an sich überhaupt kein mathematischer Begriff ist, dem Urteil der Mehrheit eingefügt. Und der Raum,

der in der Mathematik ein besonderes Gebiet, die Geometrie, markiert, steht im Urteil der Allheit mit dem Integral zusammen.

Das alles ist paradox vom Standpunkt der transzendentalen Methode aus. Es gewinnt aber Sinn unter dem Aspekt der Dialektik. Die Kategorien sind hier eben nicht einfach nach dem Zusammenhang der wissenschaftlichen Probleme angeordnet, sondern es ist noch ein zweites Anordnungsprinzip mit bestimmend: ihre gegenseitige Beziehung als Begriffe, als Systemglieder. So ist die Funktion zur Kausalität gezogen, weil beide eng zusammengehören im Begriffe des funktionalen Zusammenhanges. Die Zeit ist zur Mehrheit gezogen wegen des in beiden lebendigen Antizipationsmomentes, der Raum zur Allheit um des ihnen gemeinsamen »Beisammen« willen. Das sind aber lauter reine Begriffsbeziehungen, lauter Systemmomente. (Die systematische Schlußweise ist hier autonom geworden gegenüber dem Rückschluß und der empirischen Anordnung der Begriffe, die er mitbringt. Die Vernunft hat noch ein anderes Ordnungsgesetz, welches a priori ist und lautet: systematische Einheit. Und offensichtlich ist es auch keineswegs nur Ordnungsprinzip, sondern zugleich ein Weg zur Entdeckung neuer Grundbegriffe. Die Beispiele solcher Wegweisung haben wir in Ursprung, Identität und Widerspruch, denen überhaupt kein positiv wissenschaftliches Problem entspricht, weil vielmehr alle ihnen entsprechen. Sie sind notwendig um des Ganzen, um des Systems willen. Oder, was dasselbe ist, sie sind notwendig um jeder einzelnen Kategorie willen, deren Sonderrecht und deren Zusammenhang mit den anderen durch sie gesichert ist. Sie sind also durch die Systembeziehung gefordert. Und daß sie an der Spitze des Ganzen stehen, macht diese Begründung aus der Beziehung nicht etwa zu einer sekundären, rückläufigen. Im System gibt es vielmehr kein Früher und Später. Alles ist miteinander und durcheinander.

Zeigte sich die Wirksamkeit dialektischer Methode zunächst in der Ueberordnung anderer Gesichtspunkte und in der Umordnung der Kategorien, so müssen nunmehr eben diese systematischen Momente auch Vervollständigung bewirken. Alle Systemanlage bedeutet notwendig eine Tendenz zur Totalität. Totalität aber liegt immer jenseits menschlicher Erkenntnis. Sie ist Idee im kritischen Sinne einer Aufgabe der Erkenntnis. Dennoch ist das Streben zur Totalität nicht illusorisch. Es gibt ein der Erkenntnis sehr zugängliches Moment in allem Vernunftverfahren, das die Aufgabe der Totalität bis ins Einzelne hinein rege erhält: die Forderung der Kontinuität.

Diese ist nicht ohne weiteres gleichzusetzen dem Beziehungszusammenhang unter den Kategorien überhaupt. Beziehungen lassen sich auch erkennen, wo die Zwischenglieder fehlen oder unbestimmt

sind. Beziehung kann eben auch antizipierenden Charakter haben. Um so mehr aber macht alle Herstellung von Beziehungen die leeren logischen Oerter der noch fehlenden Glieder fühlbar: diese werden an ihr zu Problempunkten. So ist denn die Dialektik, die sich ganz in solchen reinen Begriffsbeziehungen bewegt, notwendig zugleich eine die Lücken überbrückende und Kontinuität schaffende Methode. Und sie hat die Kompetenz dazu. Denn indem sie einen leeren logischen Ort in allseitige Beziehung zu gesicherten Begriffen bringt, füllt sie ihn zugleich aus, d. h. sie definiert den gesuchten Inhalt desselben und formuliert den fehlenden Kategorienbegriff. Eine andere Art der Inhaltsbestimmung als die durch die besondere Konstellation der Systembeziehungen kann es für Prinzipien ja überhaupt nicht geben. Hier eröffnet sich also sichtlich die Möglichkeit einer Aktualisierung des Systemgedankens, wenn auch nicht nach der Seite der Totalität, sondern nach der der Kontinuität hin.

Hierin liegt nun ein fernerer Rechtsgrund der Dialektik als selbstständiger Methode. Und daß es mit diesem Kontinuität-Schaffen allem philosophischen Denken Ernst ist, läßt sich an unzähligen geschichtlichen Beispielen ersehen. So ist die Philosophie der Alten voll von Grundbegriffen, an welche die Probleme der gleichzeitigen Mathematik und Naturwissenschaft noch keineswegs heranreichten, die also nicht durch hypothetische Methode gefunden sein konnten, sondern sich vielmehr als begriffliche Konsequenzen der Begriffsbeziehungen selbst ergaben. Man denke nur an das hartnäckige und gleichsam jenen Denkern selbst noch unbegreifliche und lästige, aber trotzdem unabweisbare Wiederkehren des Unendlichkeitsbegriffs und speziell des Unendlichkleinen, welches von Zenon, dem Eleaten, ab bis auf Proklus fast bei keinem systematischen Denker fehlt, und das dennoch sein positiv-wissenschaftliches Problemäquivalent in der Mathematik der Alten nicht hatte. Systematisch konnte dieser Grundbegriff eben nicht übergangen werden, weil er der zentrale Beziehungspunkt einer ganzen Kette anderer Begriffe ist, in denen sich alles mathematische Denken bewegt.

Und ähnlich ist es auf reiferen Stufen des Systemdenkens. Kant stellte eine Tafel von zwölf Kategorien auf. So sehr nun hier jede einzelne eine Zusammenfassung ganzer Kategorienkomplexe war, so ließ es sich doch nicht übersehen, daß eben diese zwölf Begriffe Beziehungen anbahnten, deren Gegenglieder in ihnen nicht enthalten waren. So mußte es bei fortgesetzter Untersuchung klar werden, daß ihnen bereits andere Begriffe vorausgehen mußten, die ihren Zusammenschluß zur Einheit vermittelten. Nicht Einheit und Vielheit können den Ausgangspunkt bilden, sind doch in ihnen bereits Identität und

Verschiedenheit vorausgesetzt. Wechselwirkung, Kausalität, Allheit weisen auf einen gemeinsamen Beziehungspunkt zurück, die Kontinuität. Substanz, Realität, Einheit scheinen auch auf etwas Fundamentaleres zurückzuweisen, für das sich indessen nicht so leicht ein fertiger Begriff einstellt. Nimmt man dazu, daß nach Kant der höchste Beziehungspunkt des Systems die synthetische Einheit der Apperzeption ist, so dürfte es klar sein, daß dieser Begriff sich keineswegs unmittelbar an die Gruppe der zwölf Kategorien anschließt, sondern daß zwischen ihm und der letzteren sich ein Abstand auftut, der um des Systemanspruchs willen durchaus überbrückt und ausgefüllt sein will. Und sicherlich kann es nicht ein einzelner Vermittlungsbegriff sein, der hier zureicht, sondern nur eine ganze Reihe von Grundbegriffen. Möglich, daß Kant sich den Weg zu solcher Kontinuität selbst verbaut hatte, indem er die aller Vernunft eigentümlichen und ihrem Wesen nach hierher gehörigen »Reflexionsbegriffe« aus übergroßer Scheu vor metaphysischer Konstruktivität als »amphibolisch« bezeichnet hatte. Hat man sich dieses von Kant offen gelassene Problem einmal zum Bewußtsein gebracht, so begreift man, wie bei den Nachkantianern als Reaktion die dialektische Methode stark, ja einseitig herrschend werden konnte; wie es denn auch kein Zufall sein dürfte, daß ihre Anfänge bei Reinhold und Maimon von eben jenen Reflexionsbegriffen ausgehen.

Man darf hierbei freilich nicht übersehen, daß eine solche Tendenz zur Kontinuität der Prinzipien auch schon in der transzendentalen Methode ist. Das Problem, von dem der Rückschluß aufsteigt, ist durch eine einzelne Kategorie niemals erschöpft. Es zeigt seine Kehrseiten, sobald die willkürliche Betonung der einen Seite aufgehoben wird. Und diese Kehrseiten involvieren weitere Probleme. Weitere Probleme aber erfordern das Erschließen weiterer Kategorien. Indem man solche Verschiebung des Problems verfolgt und die transzendente Methode ihr folgen läßt, entsteht notwendig eine Reihe von Prinzipien, die offenbar Zusammenhang miteinander haben müssen, sofern sie doch inhaltlich in einer Problemkette zusammenhängen.

Die so entstandene Reihe der Kategorien bildet aber noch kein einheitliches System. Sie ist nicht an den inneren Beziehungen der Begriffe als solchen entstanden. Daß die letzteren mit der transzendentalen Anordnung nicht zusammenzufallen brauchen, zeigen die erwähnten Beispiele von Umstellungen und Ergänzungen. Die transzendente Kontinuität der Prinzipien ist nur eine zufällige, und eben deswegen nur teilweise Kontinuität. Das kann auch nicht anders sein, denn sie ist nicht a priori einsichtig, nicht der Prinzipiensphäre als einer ihrer Charaktere entnommen, sondern nur a posteriori aus

der Beschaffenheit der gegebenen Probleme und ihrer empirischen Zusammengehörigkeit geschöpft. Daß nun überhaupt das Bathos der Erfahrung eine solche Reihe großzügiger Zusammenhänge an die Hand gibt, darf man wohl — zumal bei der wissenschaftlichen Erfahrung — als ein ihr bereits immanentes dialektisches Moment bezeichnen. Indessen kann es nicht wunder nehmen, wenn dieses hier nicht rein erscheint. Soll sich dagegen der systematische Charakter der Prinzipien rein herauschälen, ihre Kontinuität lückenlos werden, so muß sie an denjenigen Grundbeziehungen hergestellt werden, welche selbst rein und notwendig sind, weil sie zum a priori der Prinzipien gehören. Und daß es solche gibt, zeigte sich an der gegenseitigen Definition der Grundbegriffe. Diese hatte aber ihren Ursprung darin, daß die systematischen Beziehungen nicht nur das a priori der Prinzipien teilen, sondern es ihnen vielmehr erst verleihen, weil sie ihrerseits das Prius ihnen gegenüber sind.

Diese Ueberlegung nun hat nicht nur rückwirkende, nachträglich klärende Bedeutung. An ihr zeigt sich eine Möglichkeit, manche systematische Probleme zu lösen, für die von transzendentelem Gesichtspunkt aus kaum etwas geschehen konnte. Dahin gehören vor allem die prinzipiell wichtigen Zusammenhänge der philosophischen Disziplinen unter einander. Daß z. B. Logik und Ethik grundverschiedene Problemeinstellung haben und dementsprechend verschiedene Prinzipienbildung verlangen, leuchtet schon unter transzendentelem Gesichtspunkt vollkommen ein. Daß aber diesem Unterschiede auch ein Zusammenhang entsprechen muß, wie denn alle Unterscheidung Zusammenhang voraussetzt, ist eine dialektische, weil bloß systematische Forderung. Woran aber sollte solch ein Zusammenhang hergestellt werden? Es gibt kein empirisches oder positiv-wissenschaftliches Problem, das dieser Forderung entspräche. Folglich kann die Lücke, die zwischen logischen und ethischen Prinzipien klafft, nur durch solche herüber- und hinübergreifende Beziehung hergestellt werden, welche sich a priori aus der beiderseitigen Inhaltlichkeit der Prinzipien selbst ergibt.

Zweifellos nun gibt sowohl die Logik wie die Ethik eine ganze Reihe von Anhaltspunkten für die Herstellung solcher Kontinuität. Einen solchen haben wir z. B. in der Wiederkehr der Allheitskategorie in der Ethik mit spezifisch verschobener Begriffsbetonung; wobei die Inhaltsverschiebung aufs genaueste der Eingliederung in ein anderes Begriffssystem entspricht. Und ähnlich wie der Allheitsbegriff verschiebt sich auch noch eine Reihe anderer Begriffe vom Theoretischen ins Praktische: so die Einheit zum ethischen Individuum, die Substanz zur Person, das Gesetz zur Gesetzgebung

(Autonomie), die Notwendigkeit zur Forderung (Pflicht), die Wirklichkeit zur Verwirklichung, das Sein zum Seinsollen. Das sind nur Beispiele. Und sie mögen in einzelner sogar unzutreffend sein, entsprechend dem unfertigen Stande des Problems. Sicher aber liegen solche Verschiebungen vor, und zwar viel mehr und mannigfaltigere als die genannten. Und in ihnen allen ist das Wesentliche, daß ein Grundmoment der logischen Kategorie hindurchgeht in die Ethik, sich dadurch als durchaus überlogisch, d. h. als allgemein systematisch, dokumentierend; während eine Reihe anderer Momente sich an ihm verschieben, wechseln und durch ihre Verschiedenheit dem Sonderanspruch des ethischen Problems gerecht werden. In dem ersteren nun, dem überlogischen Moment, welches eo ipso zugleich überethisch ist, muß notwendig der Zusammenhang beider Gebiete sich herstellen. Und indem ein solches an einem ganzen System von Begriffen aufgezeigt wird, muß sich ebenso notwendig die gesuchte Kontinuität in Form einer Reihe von Uebergangskategorien ergeben.

Ähnlich steht es natürlich auch mit dem Verhältnis der Aesthetik zur Ethik und Logik. Auch hier kann man aus der bloß transzendentalen Orientierung am ästhetischen Gegenstande nur isolierte ästhetische Kategorien erhalten. Erst die dialektische Rückbeziehung zu den anderen Kategoriengruppen kann den Zusammenschluß durch Kontinuität bewirken.

Sieht man nun aber die ganze Systemanlage unter dialektischem Gesichtspunkt an, so stellt sich die Reihe der transzendentalen Prinzipien als eine diskontinuierliche dar, entsprechend der Diskontinuität und empirischen Zufälligkeit der deskriptiv gegebenen Probleme. Sie bildet also, für sich genommen, überhaupt noch kein System, sondern nur das Problem eines Systems. Sie macht also das Einsetzen dialektischer Methode nicht nur möglich, sondern geradezu notwendig, — die Notwendigkeit genau in demjenigen Sinne verstanden, in welchem allemal ein Problem, wo es reif geworden ist, unaufhaltsam auf eine Methode hintreibt, die seiner Behandlung angemessen ist. Dieses Hintreiben auf die dialektische Methode muß also schon die ganze transzendente Methode durchziehen, ja letzterdings bereits der deskriptiven immanent sein. Das ist durchaus keine Paradoxie. Es ist nur die Bestätigung desjenigen Gedankens, der anfangs bloß als gewagte Vorwegnahme durchblicken konnte, daß die drei philosophischen Methoden keine getrennten, oder doch trennbaren Möglichkeiten der Forschung bilden, sondern durchaus nur einheitlich miteinander in Funktion treten können, kurz daß sie untereinander wiederum ein dialektisches Verhältnis haben, ein System der Methoden

bilden. So darf es nicht befremden, daß der dialektische Charakter der Fundamentalzusammenhänge sich bis in die deskriptive Gegebenheit des Gegenstandes hinab erstreckt. Dieser Gegenstand, in aller seiner Unbestimmtheit, setzt eben doch genau so gut wie aller wissenschaftliche Inhalt, das a priori der Prinzipien voraus; er steht ganz und gar auf ihm, wiewohl unerkannterweise. So ist es denn garnicht anders möglich, als daß in irgend einer, wie immer versteckten und unvollkommenen Form, auch die Beziehungen der Prinzipien zueinander sich an ihm nachzeichnen müssen. Denn diese gehören mit zum a priori, zur Bedingung »aller« Erkenntnis und »aller« Gegenständlichkeit. Der Systemcharakter der Erkenntnis erweist sich bis in die letzten verfolgbaren Anfänge hinab als übergeordnet, als logisches Prius. —

Diese selbe Ueberordnung der Dialektik läßt sich aber aus noch einem anderen Gesichtspunkte evident machen. Derselbe ergibt sich mühelos, sobald man sich aus dem Standort der werdenden, unfertigen Systematik denkend hinübersetzt in den des idealen, vollendeten, dann aber freilich durchaus unendlichen Systems. Sofern die Systemidee regulativen Charakter für die philosophische Erkenntnis haben soll, muß eine solche Vorwegnahme in gewissen Grenzen immer möglich sein. Bisher haben wir Dialektik als ein »Verfahren«, als modus der ratio cognoscendi betrachtet. Vom Standpunkt des idealen Systems aus muß aber das a priori ihrer Glieder und Beziehungen absolut werden. Ihr Verhältnis zu allem Abhängigen, Bedingten, wird dann das einer reinen ratio essendi. Die Kategorien sind dann nicht mehr die ewig unfertigen, unzureichenden Begriffe der endlichen Erkenntnis, die in Wahrheit vielmehr nur Abbreviaturen dessen sind, was in der Kategorie wirklich vorausgesetzt ist. Sondern sie sind dieses letztere selbst, das in keine begriffliche Fassung restlos aufgeht, weil es überhaupt seinem Wesen nach nicht Gegenstand irgendeiner Erkenntnis ist, sondern die ewig unerkannte Bedingung alles Erkennens. Von den so gefaßten Prinzipien gilt die Forderung der Identität, die Kant im obersten Grundsatz aussprach: daß in ihnen zugleich die Struktur des Seins und die Struktur unserer Vernunft wurzelt, sie selbst also zugleich Bedingungen der Erfahrung und des Gegenstandes der Erfahrung sind. Nur wenn dieses »zugleich« zutrifft, kann es überhaupt Erkenntnis von Gegenständen geben. Denn nur dann können Bestimmungen, welche die Erkenntnis begrifflich formuliert, mit Recht als Gegenstandsbestimmungen gelten, wie immer unvollkommen sie auch sein mögen. Denn sie sind bedingt durch die seienden Gegenstandsbedingungen.

In dieser Fassung also sind die Prinzipien keine Begriffe mehr, sondern etwas, was unerreichbar über den Begriff hinausliegt. Der

statische, fixierende, stillstellende Charakter des Begriffs trifft auf sie nicht mehr zu. Ihr wahrer Charakter muß ein dynamischer sein. Sie müssen aktive Ursprünge sein, ἀρχαί im wörtlichen Sinn. Und in dieser ihrer Aktivität muß die erzeugende Kraft beruhen, die ihnen innewohnt. Worin anders aber kann diese Aktivität und Zeugungskraft sich betätigen, als in ihren Beziehungen zueinander? Das Erstaunliche nun, was sich hieran ergibt, und was billigerweise als Probe aufs Exempel der Dialektik verstanden werden muß, liegt darin, daß die Resultate dieser Beziehungen keineswegs unfruchtbar in der Prinzipiensphäre verbleiben, sondern daß sich in ihnen der Abstieg auf das Konkrete zu anbahnt, und sich somit als ideale Konsequenz derselben die Konstituierung oder Erzeugung des Gegenstandes ergibt.

Einer solchen Theorie kam Platon nahe, als er in seinem »Sophistes« den Begriff der Teilhabe scheinbar auf den Kopf stellte, indem er nicht mehr wie in den früheren Schriften von Teilhabe der Dinge an den Ideen sprach, sondern von einer Teilhabe der Ideen aneinander. Das ist die Umbiegung der Teilhabe aus der transzendentalen Dimension in die dialektische. Und zwar wird hier das Teilhaben als solches durchaus dynamisch gefaßt: nicht eigentlich als Beziehung von Begriffen, sondern — wenn das Bild zureicht — von Kräften. So reicht denn auch der Ausdruck Gemeinschaft (κοινωνία) dafür nicht aus. Es muß eine »Verflechtung« (συμπλοκή) sein, in welcher sich die Ideen dergestalt verbinden, daß sie gleichsam »durcheinander hindurchgehen« (δι' ἀλλήλων διεληλυθότα). Und diese gegenseitige Durchdringung ist ihnen wesentlich, denn sie »haben die Tendenz sich miteinander zu verbinden« (κοινωνεῖν ἐθέλειν ἀλλήλοις).

Die Konsequenz dieses dynamischen Systems ist nun folgende. Jede Verbindung zweier Ideen ergibt einen neuen, komplexeren Begriff, der an Inhalt reicher, an Geltungssphäre enger ist. Da nun der Verbindungen unbeschränkt viele sind, und diese sich wiederum weiter verbinden müssen, so entstehen in dieser Weise fortschreitend neue und neue Begriffe, die, je weiter sie sich von den Ideen entfernen, um so komplexer und spezialisierter werden. Durch fortgesetzte Teilhabe dieser Derivate aneinander muß notwendig eine unendliche Mannigfaltigkeit komplexer Bestimmtheiten entstehen, wobei jede einzelne unendlich viele Bestimmungsstücke enthält, die in ihr gleichsam zusammengewachsen, konkresziert sind. Das aber ist das »Konkrete«, der Gegenstand, von dessen deskriptiv gegebenem Problem die transzendente Methode ausgeht. Die ideale Dialektik der Prinzipien also vollzieht den Uebergang zum Gegenstand. Sie stellt dasjenige Grundverhältnis von Prinzip und Gegenstand explicite her, auf welches die transzendente Methode ausgeht, indem sie es als die

Bedingung ihres eigenen rückschließenden Aufstieges voraussetzt. Die ideale Dialektik ist der Abstieg zu diesem Aufstiege, die aus reinem a priori deduzierende ratio essendi, gegenüber der rückschließenden ratio cognoscendi. Die Teilhabe der Ideen aneinander, welche eine Umbiegung des anfänglichen Teilhabebegriffs in die dialektische Dimension war, biegt sich in ihrer Durchführung zum zweitenmal um, und zwar zurück in die transzendente Dimension — nur eben in umgekehrter Richtung, indem sie absteigend den Zusammenhang zwischen den beiden Polen des Seins ergänzt und vollendet.

So zeigt es sich, daß die systematische Idee der Dialektik das genaue Gegenbild der transzendentalen Methode ist und sie sogar, als ihre Voraussetzung, bedingt und begründet. Sie bildet ein System der Methoden sowohl mit ihr als auch mit der Deskription. Der letzteren, als dem unteren Pol der Erkenntnis gegenüber ist sie der obere Pol; der transzendentalen Methode gegenüber ist sie die deduktive Durchführung und Vollendung alles dessen, was jene verspricht. Sie ist, als die einzige a priori verfahrende, den beiden anderen notwendig übergeordnet. Und in einer idealen Vernunft würde sie dieselben restlos ersetzen. Die mühselige Arbeit der Deskription und der nicht weniger schwierige rückschließende Aufstieg wären hier überflüssig.

Aber mit alledem ist eben nur die »Systemidee« und ihre ideale Konsequenz gekennzeichnet, nicht aber ein irgendwie fertig vorliegendes, oder auch nur erreichbares System. Reine Dialektik wäre eine Methode für den σοφός, der die Erkenntnis der Prinzipien bereits hätte, nicht aber für den φιλόσοφος, der erst nach ihr ringt. Menschliche Erkenntnis ist gerade auf den mühseligen Weg der Empirie hingewiesen. Und wo sie sich zu Prinzipien erhebt, da muß sie sich auf das Faktum gemachter Erfahrung stützen und peinlich die Uebereinstimmung mit ihr wahren. Sie muß also transzendental verfahren. Und erst wenn sie den rückschließenden Weg zu den Prinzipien hinter sich hat, kann sie, von den gefundenen Kategorien ausgehend, dialektische Beziehungen erschließen, soweit ihre begrifflichen Mittel dafür zureichen. Zur Vollständigkeit kommt es bei letzterem Bestreben niemals. Vielmehr verliert dialektische Denkweise, wo sie sich selbständig macht, sehr bald den Boden unter den Füßen und wird zur unkontrollierbaren Spekulation. Oder aber sie nimmt transzendente Momente in sich auf, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Das Vorgeben dialektischer Ableitung wird dann illusorisch. Wo dagegen Dialektik wirklich fruchtbar werden soll, da muß sie in engstem Anschluß an die transzendente Methode arbeiten. Sie darf die Orientierung an der Erfahrung niemals aus den Augen verlieren, die methodologische Abhängigkeit von ihr nicht verleugnen. Ihre Leistungs-

fähigkeit verliert auch in dieser empirischen Bindung nicht ihre Kraft. Verdankt doch, wie wir sahen, alles philosophische Denken ihr die wesentlichsten Züge der Systembildung. Die diskontinuierliche Reihe der transzendentalen Kategorien findet eben an ihr ein Korrektiv zur Vollständigkeit und ein Ordnungsprinzip — ganz zu geschweigen davon, daß in ihr die einzelne Kategorie erst annähernd definierbar und systematisch begründbar wird. —

Neben den besprochenen Fragen der Dialektik, die durchweg ihren systematischen Charakter betreffen, gibt es nun noch eine zweite Gruppe von Fragen, die speziell ihr »Verfahren«, d. h. ihre innere methodologische Struktur betreffen, an welcher sich die systematischen Beziehungen der Begriffe für den Erkenntnisgang herstellen. Fragen dieser Art waren es, an welchen im Beginn des XIX. Jahrhunderts das Interesse für die Dialektik fast ausschließlich hing. Glaubte man doch, mit dem rechten dialektischen Schema in der Hand das ganze System »ableiten« zu können. Freilich darf man nicht etwa bei Hegel oder einem anderen der großen Dialektiker diesen ungeheuerlichen Gedanken vermuten, der alle kritische Distanz zwischen endlicher und idealer Vernunft verwischt; wiewohl auch bei ihnen sich manches Mißverständliche dieser Art findet. Aber es fanden sich genügend kleinere Geister, die mit solcher Deutung schnell genug bei der Hand waren, und denen es denn auch gelungen ist, die Denkarbeit eines Fichte und Hegel dem Verständnis der Nachwelt für lange zu entrücken.

Für uns heute hat die Frage nach den besonderen Operationsmitteln der Dialektik wenig Aktualität mehr. Der normative Charakter der Methode ist gefallen. Unsere Methodenerkenntnis geht der Anwendung der Methode nicht voraus, sondern folgt ihr nach. Sie kann also zu inhaltlichen Schöpfungen nicht anleiten. Aller Sinn, den wir mit einer solchen Frage verbinden können, ist daher der einer weiteren Rechenschaft über die Methode.

In dieser Beschränkung aber ist das Problem unabweisbar: wie verfährt dialektische Einsicht, welches ist ihr Operationsmittel als einer *ratio cognoscendi*? Wodurch vollzieht sich jener Uebergang von einer Kategorie zur anderen, in welchem sich »für uns« die dialektische Beziehung herstellt? Die Frage kommt der Hegelschen gleich: wie gehen die Kategorien auseinander hervor? Die letztere Fassung ist nun freilich die anspruchsvollste. Eben deswegen aber hat sie auch zu der kühnsten Antwort geführt. Was die Begriffe von einander scheidet und jeden in sich selbst verschließt, ist der Satz des Widerspruchs: A ist nicht non A. Sollen sie beweglich werden und sich verbinden, so muß der Widerspruch aufgehoben werden. A muß als

non A gesetzt werden. So wird ein Gegensatz zu ihm gesetzt, ein Anderes, ein B. Dieses ist zunächst unvereinbar mit dem A, aus dem es hervorging. Indem aber aus ihm wiederum ein Neues, Drittes auf die gleiche Weise hervorgeht, ergibt sich das Vereinigende für beide. A ist in B »aufgehoben« in jenem Doppelsinn des Verschwundenseins und der gleichzeitigen Erhaltung.

Ob in diesem Verfahren wirklich erreicht wird, daß die Kategorien auseinander hervorgehen, mag dahingestellt bleiben. Was daran bedeutsam und wegweisend ist, liegt in der Negativität des leitenden Operationsbegriffs. Aufhebung ist zunächst Negation. Das Aufgehobene scheint zunächst vernichtet. Aber es »hat die Bestimmtheit, aus der es herkommt, noch an sich«. So kann es zu einem Anderen hinüberführen. Die Aufhebung erweist sich im Resultat als positiv, indem sie als Mittel selbst negativ ist. Dieses Motiv der positiven Negation ist aber ein altes, bereits den Anfängen der Dialektik eigentümliches. Platon erkannte es als »seiendes Nichtsein« und machte es zur Grundlage dialektischer Beziehung, indem er es dem *ἕτερον* gleichsetzte. In diesem nämlich steckt seiner inneren logischen Natur nach der reine Beziehungsbegriff, das *πρὸς ἄλληλα*.

Das Altertum kennt aber diesen Begriff des positiven Nichtseins in zwei Fassungen. Die jüngere von ihnen ist die platonische, dialektische. Hier bewegt sich das Beziehungschaffen rein in Grundbegriffen, in der dialektischen Dimension. Die ältere Fassung gehört der Atomistik an und dient einem anderen Methodengedanken, und zwar, wenn man von aller Unfertigkeit der Formulierung absieht, der transzendentalen Methode. Denn dieses Nichtsein bewegt sich offensichtlich in der Richtung des Rückschlusses. Demokrit setzte das Leere als Nichtsein in bezug auf das dingliche Sein. Aber dieses Nichtsein faßte er als Sein anderer Art, als das »wahrhafte Sein« des Vernunftgrundes (*λόγος*), d. i. des Prinzips. Er vollzog in der Form solchen Fortschreitens vom Nichtsein zum Sein einen Rückschluß auf die Bedingung der Möglichkeit materieller Dinge und ihrer Bewegung. An dieses demokritische Nichtsein knüpft Cohen in seiner Logik an, indem er den Ursprung, das ab nihilo, an die Spitze der Urteile stellt. Dieser bedeutet einerseits das Entspringen der Kategorienbegriffe an der Negativität ihres Problems für die *ratio cognoscendi*, sowie andererseits zugleich das Entspringen des Gegenstandes im a priori der Kategorien gemäß der *ratio essendi*. Das Sein entspringt aus der Richtung dessen her, was für die Erkenntnis zunächst ein Unerkanntes, ein Nichtsein, ist.

Das methodische Mittel, mit welchem die Dialektik operiert, gehört also nicht ihr allein an. Sie teilt es mit der transzendentalen

Methode. Und darin zeigt sich wiederum die innere Einheit und Bezogenheit beider Methoden aufeinander. So wird es erklärlich, warum der philosophische Forscher die Grenzscheide zwischen beiden nur selten im Auge hat, sondern zumeist noch transzendental zu schließen meint, während die Beziehungen, die er erschließt, bereits durchaus dialektische sind. Es ist eben in beiden Methoden ein und dieselbe Form der Synthesis, an welcher die Erkenntnis fortschreitet : das Hinausgehen ins Negative, Unbestimmte, und das Umwenden dieses Negativen in ein positiv Bestimmtes auf Grund der sich in ihm erhaltenden Bestimmungszusammenhänge. Nur daß die Richtung dieser Synthesis in beiden Methoden eine verschiedene ist und deswegen auch durchaus verschiedenartige Sicherheit gewährt.

Aus der Fülle der Diskussionen, die das dialektische Zeitalter der deutschen Philosophie zur methodischen Struktur der Dialektik gebracht hat, ist der erwähnte Begriff der Aufhebung in seiner fast gleichen Bedeutung mit dem seienden Nichtsein der Alten, beinahe das einzige, was sich als Errungenschaft von bleibendem Wert erwiesen hat. Die Bedeutsamkeit Hegels für die Nachwelt liegt daher nicht im besonderen dialektischen Schema, das er seiner Systembildung aufprägte, sondern vielmehr in der großen Reihe begrifflicher Vertiefungen, zu denen er es auf Grund großzügiger Systemkonzeption brachte. So ist denn an der Methode als solcher nicht so viel bei ihm zu lernen, wie aus dem inhaltlichen Reichtum seiner logischen Durchführungen. Auch für ihn war dialektische Methode, trotz aller Betonung des antithetischen Schemas, dennoch im Grunde mehr Sache genialer Konzeption und persönlicher Begabung.

Und das ist kein Zufall. Das gleiche läßt sich mutatis mutandis von allen Dialektikern sagen : von Schelling und Fichte, von Leibniz und Spinoza, soweit sie hierher gehören, von den mystischen Dialektikern der Renaissance (Bruno und Cusa), von den Neuplatonikern, den dialektischen Skeptikern der mittleren Akademie, ja endlich von Platon und Zenon dem Eleaten. Ueberall ist die wirklich angewandte und funktionierende Dialektik dem sie begleitenden Methodenbewußtsein weit überlegen. Und die bedeutendsten Denkresultate tauchen gleichsam im Gegensatz zu aller erstrebten Denkmethode auf. Es zeigt sich die Wahrheit des Satzes, daß alles Methodenbewußtsein sekundär ist gegenüber dem funktionierenden Vorhandensein der Methode.

Daraus läßt sich die Konsequenz ziehen, daß es ein müßiges Bemühen ist, die logische Struktur der Dialektik bis in ihr begriffliches Schema hinein festlegen zu wollen. Hier eröffnet sich vielmehr das Gebiet der unbegrenzt möglichen Neuschöpfungen und Ent-

deckungen. Ein jeder Denker schafft sich für seinen neuen Gedanken eine neue Methode; aber nicht jeder erkennt im ersteren auch zugleich die Eigenart der letzteren. Die Systemkonzeption als solche ist derartig methodisch kompliziert, zugleich derartig identisch mit der funktionalen Struktur der Vernunft selbst, daß es vermessen wäre, sie in besonderen Begriffsstrukturen auch nur verbildlichen zu wollen.

Das bestätigt aber nur, was sich uns in anderem Zusammenhange bereits ergab: Dialektik als Methode philosophischer Forschung kann und darf nicht selbständig gemacht werden. Sie muß sich auf eine andere Methodenbasis stützen, die den Vorzug methodologischer Durchsichtigkeit und Eindeutigkeit vor ihr hat. Eine solche aber ist in jeder Hinsicht die transzendente Methode. Dialektik ist am Einzelfall nur inhaltlich einleuchtend in ihren Schlüssen, nicht aber als besonderes logisches Verfahren beweisbar. Sie macht den überwissenschaftlichen, weil überempirischen Charakter der Philosophie aus. Damit dieser aber nicht unversehens zurücksinke auf eine unterwissenschaftliche Stufe, muß der lebendige Zusammenhang mit wissenschaftlicher Erfahrung die Grundlage zu ihr bilden. Dieser ist einzig Sache der transzendentalen Methode. Und diese steht fest, solange sie den Kontakt mit dem untersten Methodengliede, der Deskription, aufrecht erhält. Die Mittelstellung und die vermittelnde Funktion zwischen Dialektik und Deskription ist es, die der transzendentalen Methode den Vortritt in aller philosophischen Denkweise sichert, während jene beiden die obere und die untere Grenze aller Erkennbarkeit markieren. Deswegen auch steht sie nicht nur mit Notwendigkeit, sondern auch mit Recht im Vordergrunde alles philosophischen Methodenbewußtseins.
